SCHOLEM ALECHEM

STEMPENJU

VERLAG BENJAMIN HARZ
BERLIN/WIEN

Ostjüdische Bibliothek

Scholem Alechem, Stempenju

15.—20. Tausend

OSTJÜDISCHE
BIBLIOTHEK

Stempenju

Roman von
Scholem Alechem

Aus dem Jüdischen
bearbeitet von
Samuel Meisels

BERLIN-WIEN
VERLAG BENJAMIN HARZ

LIBRARY
AUG 29 1972
UNIVERSITY OF TORONTO

PJ
5129
R2S7715

Scholem Alechem (S. Rabbinowitz) ist im Jahre 1859 in Perejaslaw im Poltawer Gouvernement geboren. Wie die meisten Jargonschriftsteller ist auch er aus dem Bethhamidrasch in die Literatur eingetreten. Er genoß eine streng jüdische Erziehung, und erst mit fünfzehn Jahren begann er, sich „profanen" Studien zu widmen. Als Achtzehnjähriger versuchte er zunächst in hebräischer Sprache zu schriftstellern; er schrieb Artikel für die zwei größten hebräischen Tageszeitungen „Hameliz" und „Hazefirah". Nachdem er einige Jahre das Amt eines Kronrabbiners in einer Kleinstadt in Rußland bekleidet hatte, trat er 1883 in die Reihe der Jargonschriftsteller. Schon nach kurzer Zeit erwarb er sich einen Namen und einen ansehnlichen Leserkreis. Er schrieb u. a. „Die Weltreise", „Ein Roman ohne Liebe", „Natascha", „Süße Träume", „Das Unglück", „Das Panorama" und unzählige kleinere Humoresken, Geschichten, Skizzen und Monologe. Der vorliegende Roman „Ruchele" (im Original „Stempenju") gehört zu den besten Schöpfungen dieses reichbegabten Talents.

Die Stellung, die Scholem Alechem in der Jargonliteratur einnimmt, läßt sich ganz genau bestimmen: er ist der zweitgrößte Jargonschriftsteller der Gegenwart. Er steht dicht hinter Mendele Mocher S'forim, dem bis jetzt unübertroffenen Ghettoschilderer, den man als den Zola der Jargonliteratur bezeichnen kann. Scholem Alechem, der sich offen als Jünger Mendeles bekennt und der auch in seinem künstlerischen Schaffen von ihm stark beeinflußt wurde, ist dessenungeachtet nichts weniger als Epigone. Er wandelt vielmehr seine eigenen Wege.

Er ist selbst ein Bahnbrecher, indem er die heitere, humorvolle Note in die jargonische Literatur einführte. Jargonische Satiriker hat's auch vor ihm gegeben, Humoristen — fast keine. Und Scholem Alechem besitzt einen goldenen Humor. Er steht über den Dingen und lächelt, lacht herzhaft, daß jeder, der ihn lachen hört, mitlachen muß.

Wenn wir von Scholem Alechem dem Humoristen sprechen, so denken wir in erster Reihe an die vielen, Herz und Gemüt erheiternden kleinen Erzählungen, Novellen, Skizzen und Monologe, mit denen er die jargonische Literatur beschenkt hat. Seine Humoresken haben ihm den ehrenvollen Namen eines „jüdischen Mark Twain" eingetragen. Wer Scholem Alechem näher kennt, wird diese Auszeichnung einigermaßen berechtigt finden.

I.

Stempenjus Stammbaum.

Stempenju? Was für Name ist Stempenju? — Das ist überhaupt kein Name; das war nur unseres Helden Beiname, den er von seinem Vater geerbt hatte. Sein Vater, Friede sei mit ihm, hieß Berl Baß, auch Berl Stempenir; er spielte den Baß und war nebenbei ein ausgezeichneter Badchen, Hochzeitsspaßmacher, ein geschickter Stegreifdichter, überhaupt ein Clown von seltener Vielseitigkeit. Auf Hochzeiten verstand er's, die Gäste durch allerhand Kunststücke zu ergötzen. Bald erschien er als Bettler verkleidet, bald sah er aus wie ein „Kosak", jetzt verdrehte er die Augen wie ein Irrsinniger und später tanzte er wie ein Bär. Durch diese und ähnliche Meisterstückchen erheiterte Berl Baß eine Hochzeitsgesellschaft. Außerdem pflegte er ein Theaterstück aufzuführen, das den ein wenig sonderbaren Titel „Stempeni" führte. Deshalb nannten sie ihn auch „Berl Stempenir". Diesen ehrlich erworbenen Ehrennamen erbte sein einziger Sohn Jankele,

der ursprünglich schlechtweg „der Stempenir" genannt wurde; später jedoch wurde dieser Name, der Beliebtheit seines Trägers wegen, in den weicher klingenden „Stempenju" umgewandelt. Und der Name Stempenju verblieb ihm auf „ewige" Zeiten.

Also den Namen Stempenju erbte Jankele von seinem Vater Berl Baß oder Berl Stempenir, der ein Musikant gewesen war und auf dem Baß gespielt hatte. Sein Vater, Schmulek Trompeter, war ein Meister im Blasen der Trompete; sein Großvater, Feiwisch Zymbler, schlug das Zymbal mit großer Virtuosität, und sein Urgroßvater, Efraim Vajol — — — kurz, Stempenju entstammte einem Musikantengeschlecht, das auf zehn Generationen zurückblicken konnte — und er schämte sich dessen nicht, wie gewöhnlich bei Juden, unter uns gesagt, sich jeder Handwerker seines Standes schämt. Und es ist auch weiter kein Wunder: so ein Name, wie ihn Stempenju in Mazepewka besaß, so ein Weltruf, wie er ihn sich erwarb, ist in der Tat keine Kleinigkeit ... Ist leicht gesagt — Stempenju!

Hörte ein Jude Nissi Belzer aus Chmelnizk singen, Godek Badchen aus Gontejarsk improvi-

sieren oder Stempenju aus Mazepewka spielen, so rechnete er sich dies als ein besonderes Verdienst an. Die Stunden, in denen man diesen Meistern lauschen konnte, zählten in der Regel zu den schönsten des Lebens. Daraus geht zur Genüge hervor, daß Stempenju kein gewöhnlicher Musikant war. Juden lieben Musik und haben Verständnis für melodischen Gesang — das können selbst unsere Feinde nicht leugnen. Zwar, wenn man den Spieß umdrehen will, wann hört ein Jude Musik? wann ist unter uns die Freude so groß, daß wir uns auch für Musik und Tanz interessieren? Allein, ihr mögt sagen, was ihr wollt, wir sind doch sachverständige, scharfe Kenner auf dem Gebiete des Gesangs, der Musik. Kommt ein Kantor, ein Chason in eine jüdische Stadt, so laufen sie alle „auf Billetten"; sie wollen ihn hören. Musikanten auf einer Hochzeit ist geradezu eine Pflicht, ein Gebot, als ob's geschrieben stünde . . . Hört einmal das „Stück" bei einem Hochzeitsmahl: Die Gesellschaft sitzt mit Anstand und die Musikanten spielen; spielen ein ernstes Musikstück, es klingt herzbewegend, „moralisch", die Fiedel weint, der Bogen hüpft auf der dicken Saite, die anderen Instrumente begleiten, die Melodie wird immer

ernster, immer trauriger ... Eine trübe Stimmung bemächtigt sich der Gesellschaft, jeder einzelne versinkt in Gedanken und läßt sorgenvoll den Kopf hängen. Dabei läßt man den Finger im Teller herumspazieren oder knetet zwischen den Fingern Kügelchen aus frischem Weißbrot. So ist jeder vertieft in seine eigenen Gedanken, in seine traurigen Gedanken, denn jeder einzelne hat sein eigenes Päckchen Leiden — Sorgen braucht der Jude nicht zu borgen — und die traurigen Töne schmelzen mit den traurigen Gedanken in eins zusammen und jedes Achzen der Violine findet im Herzen der Hochzeitsgäste seinen Widerhall. Das Herz überhaupt und das jüdische Herz im besonderen ist ja selbst eine Art Fiedel: drück auf die Saiten, und verschiedene, zumeist traurige Töne brechen hervor. Es erfordert nur einen richtigen Musikanten, der das Herz-Instrument zu behandeln versteht, einen Meister von einem Musikanten, einen Meister wie Stempenju.

Ja, Stempenju war ein Meister! Nahm er die Violine zur Hand und machte er den ersten Bogenstrich, einen Strich bloß, so begann die Violine zu reden, reden mit Worten, mit einer Zunge wie ein lebendiger Mensch ... Mit einer

raschen Bewegung pflegte Stempenju den Kopf an die linke Seite zu lehnen. Das lange, schwarze Haar floß auf seine breiten Schultern herab, die schwarzen leuchtenden Augen blickten nach oben, er wurde blaß, bleich, todähnlich — eine Minute — vorbei mit Stempenju! Man sieht bloß eine Hand hinauf und herunter tanzen, und verschiedene Klangtöne sprudeln hervor, unmutige, traurige, die ans Herz greifen, in die Seele dringen und die Kräfte aus dem Innern saugen. Die Augen füllen sich mit Tränen, Juden seufzen, Juden ächzen, Juden weinen ... Und Stempenju? wer Stempenju? Er weiß selbst nicht, wo er sich befindet. Er tut seines: „Tjoch-Tjoch-Tjoch!" und genug ... Ist das Spiel beendet, wirft er die Violine beiseite und greift sich ans Herz ... Die Gesellschaft erwacht wie aus einem Schlaf, aus einem traurig süßen Traum, Juden beginnen ihre Bewunderung auszudrücken, es wird ein Wirrwarr von Stimmen, alles spricht durcheinander, man rühmt und bewundert, man kommt aus dem Staunen nicht heraus, man kann sich des Lobes nicht genug tun:

„N'nu, Stempenju! — Aj, Stempenju!"

Und die Weiber? Nun, die geraten gar

vollends aus dem Häuschen. Es ist zweifelhaft, ob am Vorabend des Versöhnungstages, während fromme Frauenhände die fürs Seelenheil bestimmten Wachskerzen verfertigen, so viele Tränen vergossen werden, wieviel Tränen bei Stempenjus „Stückchen" Weiberaugen entströmen.

Einen besonderen Zauber übte Stempenju mit seinem Spiel auf die jungen Mädchen aus. Sie blieben wie angewurzelt stehen, unbeweglich wie die Puppen in den Schaufenstern. Ihre Augen waren auf Stempenju und seine Zaubervioline gerichtet, und dort irgendwo, auf jener Seite des Korsetts, klopfte ein Herzchen: Tik-Tik-Tik! und öfter drang ein verborgener Seufzer hervor.

II.

Stempenju und seine „Kapelle".

Unbeschreibliche Aufregung herrschte in jedem Städtchen, das das Glück hatte, Stempenju mit seiner „Kapelle" zu beherbergen. Überall jauchzten ihm die Herzen entgegen.

„Scha, da kommt von der Mühle her ein Fuhrwerk mit vier Pferden, es sind wahrscheinlich die Hochzeitsgäste."

„Nein, es sind die Musikanten. Stempenju ist's mit seiner Kompanie."

„Ah? Stempenju? Stempenju is schon da? Da wird's aber eine fröhliche Hochzeit werden."

Junge Frauen erröten, junge Mädchen beeilen sich, das Haar zu ordnen und die langen Zöpfe zu flechten. Jüngelchen ziehen die Höschen bis über die Schenkel und laufen Stempenju entgegen. Selbst erwachsene Juden, verheiratete, mit Bärten, tauchen in der Gasse auf und lächeln zufrieden.

Langsam bewegt sich das Fuhrwerk der Herberge zu. Inzwischen füllt sich die Gasse mit

Menschen. Jeder bleibt ein Weilchen stehen, um Stempenju und seine Kompanie zu mustern.

„Seht nur, wie sie sich drängen! seht nur, wie der da mit den Ellenbogen arbeitet, möchte justament der erste sein! was gibt's denn da zu sehen, Narren? Musikanten, wie alle Musikanten."

So schreit jeder für sich und drängt sich inzwischen an das Fuhrwerk heran, um der erste zu sein, der die Musikanten in Augenschein nimmt.

Vor allen anderen steigt vom Fuhrwerk herunter Jankel Kontrabaß, der den Kontrabaß spielt, ein boshafter Jud mit einer eingefallenen Nase; ihm folgt Leibisch mit dem Klarinett, ein verschlafenes Jüdchen mit groben Lippen; dann kommt zum Vorschein Chajkel Horbatsch, auch Chajkel Badchen genannt; sein nächster Nachbar ist ein schwarzer zottiger Jud mit langen wilden Augenbrauen, das ist Schneier-Meier, der „Sekundar"; dann kriechen hervor drei mißgestaltete Jungen mit geschwollenen Backen, blutunterlaufenen Augen und großen Zähnen, das sind die Lehrjungen; zuguterletzt kommt der krummbeinige Mechtsche Paukenschläger hergewackelt, er trägt eine Pauke, die ohne Übertreibung zweimal so groß ist als er selbst . . . Das ist Stempenjus

„Kapelle“ . . . Junges Volk sammelt sich um die niedliche Gesellschaft. Chederjungen schleichen heimlich aus dem Schulhaus, stellen sich scharenweise vor dem Fuhrwerk auf und bilden einen Kreis um Stempenjus Kapelle; junge Kinder ruhen nicht, der eine bewundert das Klarinett, der zweite schlägt mit wuchtiger Faust auf die Pauke, der dritte zieht die G-Saite am Kontrabaß, Jokel versetzt dem einen einen Hieb, droht dem anderen mit dem Finger und verspricht allen insgesamt eine Tracht Prügel . . . Die Pauke erdröhnt, die Saite stöhnt, Jokel schimpft, die Kinder lachen, kurz, das ganze Städtchen klingt und singt vor Freude.

So geht es zu in Ohmelnigk, so in Gontejarsk, so in allen Städtchen, die das Glück haben, Stempenju zu beherbergen. Alles in allem: Stempenju spielt die Geige und bewegt damit eine Welt.

III.
Stempenjus Vorbereitungen.

In Mazepewka herrscht große Freude.

Reb Chajim Benzion Glock verheiratet seine Tochter, die jüngste, Riwkele. Nun, warum soll man denn die Freude nicht mitgenießen? Warum soll man so eine Hochzeit sich freiwillig entgehen lassen? Ist ja Chajim Benzion Glock, wie man so sagt, der reichste Mann im Städtchen und sicherlich wird auf der Hochzeit kein einziger Bürger der Stadt fehlen! Sie kommen höchstwahrscheinlich alle — der eine als guter Freund, der zweite aus Neid, der dritte, um seine Pflicht zu erfüllen, der vierte, um den Schmuck seiner Frau, die Perlen, die Ohrringe, die Halskette, zu zeigen. Die meisten jedoch kommen, um Stempenju spielen zu hören. Kurz, ganz Mazepewka freut sich auf Riwkeles Hochzeit.

Ganz besondere Anteilnahme an den Hochzeitsfestlichkeiten bekundet Eisik Naftali, der mit Weib und Kindern erschienen ist. Eisik Naftali hatte auch guten Grund, sich mitzufreuen, denn erstens

war er Chajim Benzion Glocks Kompagnon im Geschäft, Teilhaber an der Mühle, und zweitens war er mit ihm weitläufig verwandt.

Eisik Naftalis Frau, Dwosche Malke, war geschmückt und aufgeputzt wie eine „wirkliche Verwandte". Sie drehte sich hin und her, machte allerhand Handbewegungen, schrie, lamentierte, und war bestrebt, den Anschein zu erwecken, als hätte sie die Hände voll zu tun. Ihre Schwiegertochter, Ruchele, die sich neben der Braut postierte, war angezogen wie eine Prinzessin, ihre blauen Augen leuchteten wie zwei Edelsteine, und ihre Wangen glühten wie zwei blühende Rosen. Mit der einen Hand ordnete sie der Braut das Haar, das nach alter Sitte vor dem „Bedecken"* unter Schluchzen und Tränen gelöst wurde, und mit der andern strich sie sanft ihren weißen Hals, ohne zu bemerken, daß ein Paar schwarzer, brennender Augen auf sie gerichtet war und jede ihrer Bewegungen musterte . . .

* Bedecken. — Zu den Hochzeitszeremonien im Ghetto gehört es, vor der Trauung die Braut mit aufgelöstem Haar mitten im Zimmer auf einen Stuhl zu setzen und ihr den Kopf mit einem weißen Seidentuch zu bedecken. Während des „Bedeckens" spielen die Musikanten ein ernstes Musikstück.

Die Bedienten liefen geschäftig hin und her Die Verwandten der Brautleute lärmten und schrien durcheinander: „Es is doch schon höchste Zeit, die Braut zu bedecken! — Wie lange soll man noch die Kinder fasten lassen?! — Bei solch einem langen Sommertag!“ — Alle schrien „Schon Zeit! Höchste Zeit!“ — aber niemand rührte eine Hand. Eisik Naftali, mit einem Samtkäppchen auf dem Kopf, spazierte mit verschlungenen Armen auf und ab. Dwosche Malke machte einen Heidenlärm. Die übrigen Verwandten liefen kreuz und quer. Alles rannte, schrie, gestikulierte mit den Händen, aber niemand tat etwas.

„Nu, warum tut man nit was?“ fragte man von der einen Seite.

„Nu, warum fängt man nit an, was zu tun?“ gab man von der andern Seite zur Antwort.

„Hat man das je gesehen, die Kinder so lange fasten zu lassen?“ schrie man von der einen Seite.

„Wirklich unerhört, daß man die Kinder so lange fasten läßt!“ gab man von der anderen Seite zur Antwort.

„Wozu läuft man hin und her?“

„Was nutzt die Lauferei?“

„Alle laufen, alle lärmen, und jeder bleibt auf seiner Stelle stehen. Schöne Mithelfer!"

„Vielleicht schon genug gered't! Schon Zeit, etwas zu tun! Es muß doch ein End' haben!"

„Schon genug gesprochen! Soll man doch anfangen, etwas zu tun! Ein End' soll's nehmen!"

„Wo sind die Musikanten?" fragten die Verwandten des Bräutigams.

„Die Musikanten wo sind?" antworteten die Verwandten der Braut.

Die Musikanten rüsteten sich zur „Arbeit"; man schmierte die Bogen, stimmte die Instrumente, Jokel Baß zupfte ein Jüngelchen am Ohr und erklärte ihm allen Ernstes: „Wart, du Bastard, ich werd' dich lehren, wie man Saiten zieht!" Mechtsche Paukenschläger kratzte sich das mit Stoppeln besäte Kinn, Chajkel Badchen kramte vor einem Melamed, bei dem er eine Prise Schnupftabak nahm, allerhand Witze und Anekdoten aus, die verschwollenen Jungen mit den großen Zähnen gruppierten sich um Stempenju, der sich mit ihnen in ihrer Musikantensprache unterhielt.

„Wer is denn das Schechtel,* das neben der

* Schechtel = Mädchen.

Braut steht?" fragte Stempenju, indem er mit einem Seitenblick auf die schöne Ruchele hinwies. „Geh nur, Jerachmiel," wandte er sich an einen der Musikantenjungen, „geh und erkundige dich, wer sie is. Aber schnell, Jerachmiel, schnell!"

Jerachmiel eilte und kam bald mit einer klaren Antwort zurück.

„Das is kein Mädchen, das is schon 'ne Frau, das is Eisik Naftalis Schnur, von Chmelnizk is sie, und dieser da — seht Ihr? — der mit 'm samtenen Käppchen, das is ihr Mann!"

„Die Kappore sollst du werd'n!"* antwortete Stempenju gut gelaunt. „So schnell hast du es erfahren! Sie is wirklich ein hübsches Weib. Sieh mal, sieh, wie sie blinzelt mit den Augen."

„Wenn Ihr wollt," sagte Jerachmiel, „geh ich hin mit ihr reden!"

„Lieg in der Erd'!" entgegnete Stempenju. „Es heißt dich niemand gehen. Ich brauch' dich nit für a Schammes.** Ich werd' schon selbst mit ihr reden!"

---

* Der Teufel soll dich holen!

** Schammes = Bote.

IV.
Stempenjus Fiedel.

Nach dem großen Getümmel und fürchterlichen Hin- und Herlaufen war man endlich soweit, an das „Bedecken" zu schreiten. Die Braut wurde mit aufgelöstem Haar inmitten des Zimmers auf einen Stuhl gesetzt, ein Kreis von Frauen und Mädchen postierte sich um sie, und Stempenju leitete die Zeremonie mit einem ernsten Musikstück ein.

Stempenju spielt . . . Das ist kein einfaches Spielen, kein leeres Hervorbringen von Tönen und weichklingenden Stimmen, nein, das ist vielmehr eine „heilige Arbeit", eine Art Gottesdienst, allwo ein gefühlreiches Herz und ein edler Geist mit unsichtbaren himmlischen Mächten Zwiesprache hält. Stempenju steht der Braut gegenüber und hält ihr eine sinnreiche Predigt auf der Violine, eine schöne, eine lange Predigt, eine rührende Predigt, die von verschwindender Freiheit, von zur Neige gehenden Glücksjahren erzählt und das Herannahen einer ernsten, pflichtreichen, sorgenvollen Zeit kündet.

Die Violine spricht in Gleichnissen, in symbolistischen Metaphern, es ist, als ob sie sagen würde: Verstehst du den Sinn des „Bedeckens“? Der Kopf wird bedeckt, bedeckt das schöne, schwarze, wellige Haar ... es geht mit der Jugendfröhlichkeit zu Ende! ... Es klingt wie ein Lebewohl an die Jugend, an die Munterkeit, an die schöne, fröhliche Mädchenzeit ...

Solche Worte spricht Stempenjus Violine. Und die Frauen verstehen den mystischen Sinn dieser klangreichen, aber wortlosen Predigt; sie verstehen den Sinn, sie empfinden den Inhalt, und ihre Augen füllen sich mit Tränen.

„Wie lange ist's her,“ denkt ein junges Weibchen und verschluckt die Tränen, „wie lange ist's her, als ich so dasaß mit aufgelöstem Haar und wähnte, Engelsscharen umschwebten mich ... und das Glück lächelte mir holdselig zu ... und am Ende ... ach, am Ende ...“

„Soll mir Gott helfen,“ fleht ein altes Judenweib, eine Mutter von heiratsfähigen Töchtern, „soll mir Gott helfen, daß meine älteste Tochter in Bälde unter die Chuppe geführt wird, nur mit mehr Masel* als ich; möge sie bei ihrem Mann

* Glück.

ein glücklicheres Leben führen als ich bei meinem ... Gott straf' mich nit für meine Worte!"

Solche und ähnliche Gedanken löst Stempenjus Musik in Frauenköpfen aus. Stempenju arbeitet mit dem Aufwand all seiner Kräfte; seine Fiedel spricht, singt, weint, und die Musikanten sekundieren. Ringsum herrscht eine tiefe, ernste Stille: alles lauscht ... Juden versinken in Gedanken, Judenweiber verharren in andächtigem Schweigen, Knaben und Mädchen stehen auf Bänken und Tischen — und Stempenju spielt ...

Und die Töne fließen und ergießen sich ins Herz ... Tjoch-tjoch-tjoch — mehr hört man nicht. Eine Hand tanzt herauf und hinunter — mehr sieht man nicht ... Und allerlei Stimmen werden vernehmbar und allerlei Klangtöne sprudeln hervor, unmütige, traurige, die ans Herz greifen, in die Seele dringen und die Kräfte aus dem Innern saugen; man ist ganz hin, fast einer Ohnmacht nahe, das Herz wird voll, weich, die Augen füllen sich mit Tränen, Juden seufzen, Juden ächzen, Juden weinen ... Und Stempenju? Man sieht kein Stempenju, keine Violine; man hört bloß süße Stimmen, göttliche Gesänge ...

Die schöne Ruchele, die zum erstenmal in ihrem

Leben Stempenju spielen hörte, stand wie behext von den wundervollen Tönen ... Ein eigenartiges Gefühl bemächtigte sich ihrer ... Etwas Unbestimmtes, Ungekanntes, Undefinierbares regte sich in ihrem Herzen ... Sie fühlte, daß sie etwas schmeichelt, streichelt, liebkost, aber sie wußte nicht, was das sei ... Und als sie zufällig ihren Blick nach jener Stelle hinwandte, aus der die süßen Töne sich ergossen, da gewahrte sie, wie ein Paar wunderschöner, schwarzer, brennender Augen unverwandt auf sie gerichtet war. Die schwarzen Augen strahlten Gluten aus, sie sengten wie Blitze, sie leuchteten und sprachen und winkten ... Ruchele wollte den Blick wegwenden, allein sie vermochte es nicht ...

„Das ist also Stempenju!" sagte Ruchele, nachdem das „Bedecken" zu Ende war und der Gang zur Chuppe angetreten wurde. Stempenju hatte sein Spielen beendet, der Zauberbann war gewichen, und der Tumult brach aufs neue los.

„Wo sind die Lichter?" fragten die einen.

„Die Lichter wo sind?" antworteten die anderen.

Die frühere Komödie erneuerte sich: man schrie, lärmte, lief hin und her, man drängte einander, trat sich gegenseitig auf die Zehen, man schwitzte,

schimpfte auf die Bedienten, und diese wiederum blieben keine Antwort schuldig, zwischen den Mechitonim kam's zu einem heftigen Wortwechsel — kurz, es ging wieder recht lebendig zu.

Nach der Trauung wurde der Lärm noch größer. Im allgemeinen Tumult verließ Stempenju die Musikantentruppe und tauchte unversehens unter den Frauen auf, und zwar stand er dicht neben der schönen Ruchele. Er wechselte mit ihr einige Worte, wobei er freundlich lächelte und seine schwarzen Locken mit einer graziösen Handbewegung in den Nacken warf. Ruchele errötete und senkte den Blick zu Boden. Sie ließ Stempenju sprechen und gab ihm auf zehn Worte kaum eins zurück. — Nun ja, es schickt sich doch nicht, in Gegenwart einer solchen Gesellschaft mit einem Musikanten ein Gespräch zu führen ...

V.

Ein kurzes Gespräch.

Man erzählte von Stempenju allerhand Wundergeschichten. Es hieß, er stehe mit Zauberern und bösen Geistern in intimer Verbindung, er besitze einen „bösen Blick“ und die Macht, eine Braut ihrem Bräutigam abspenstig zu machen, er verfüge über verschiedene Zaubermittel und Hexensprüche. Kaum habe er auf ein Mädchen ein Auge geworfen — hieß es — so sei es ihm rettungslos verfallen ... Viele Mütter wußten von diesem Geheimnis und hatten daher auf ihre unverheirateten Töchter ein wachsames Auge; sie durften in der Regel mit Stempenju nur alsdann sprechen, wenn bei dem Gespräch eine ältere Schwester, eine Tante, eine Schwägerin oder sonst eine verheiratete Frau zugegen war.

Diese weise Vorsicht galt nur bei jungen Mädchen. Jungen Frauen gegenüber hörten die erwähnten Bedenken auf. Die Verheirateten waren nach dieser Richtung den Schutzfittichen ihrer Mütter

entrückt und hatten das Privileg, sich selbst mit einem Stempenju in ein Zwiegespräch einzulassen.

Es ist daher kein Wunder, daß die schöne Ruchele keineswegs die Flucht ergriff, als sie Stempenju mit der Violine unter dem Arm und mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen auf sich zukommen sah. Was hatte sie zu fürchten? Warum sollte sie sich verstecken?

Der Schwiegervater, Eisik Naftali, hatte gerade die Hände voll zu tun. Er spielte den Ordner beim Festessen und paßte auf, daß alles an Ort und Stelle sei. Die Schwiegermutter Dwosche Malke, die, wie immer, geschäftig hin und her lief, blieb zwar einen Augenblick stehen, um nachzusehen, was denn eigentlich Stempenju neben ihrer Schwiegertochter mache, überlegte sich's aber sehr rasch: — „Ach was, Narrischkeiten — ihre Sachen — kein Schuß Pulvers wert!" . . . und eilte weiter, der Dienerschaft mit lauter Stimme Befehle erteilend. Die Bedienten sprangen herum wie die Verrückten, die Gäste hasteten und suchten die Plätze neben den langen weißgedeckten Tischen, Bänke wurden geschoben, Stühle gerückt, Becken, Wasserkrüge und Handtücher herumgereicht, das vorgeschriebene Händewaschen vor dem Festessen

begann, der Lärm wurde immer stärker, immer gewaltiger . . .

Dies alles bot Stempenju Gelegenheit, mit Ruchele, die in Gedanken versunken dastand, ein Gespräch anzuknüpfen. Ihre blauen Augen blickten in die Ferne, ins Unbestimmte, als wollten sie absichtlich Stempenjus Blicken ausweichen. Und doch lauschte sie aufmerksam seinen Worten.

Stempenju, der vermaledeite Zauberer, verstand das Wort zu führen. Er sprach gut. Er umgarnte sie mit seinen Worten wie mit einem Netz; er sprach und schaute ihr dabei tief in die Augen . . . nein! . . . ins Herz blickte er . . . tief, tief ins Innere ihres Herzens . . .

„Is das Euer Mosche Mendel?" fragte plötzlich Stempenju und deutete mit den Augen auf einen jungen Mann hin, der mit heftigen Gestikulationen auf seinen Tischnachbar einredete.

„Das is er . . ." antwortete Ruchele und entfernte sich schleunigst.

Sie fühlte sich beleidigt. Nun haßte sie ihn, diesen Stempenju mit dem „chuzpedigen"* Blick und der grenzenlosen Unverfrorenheit . . . In solch

* chuzpedigen = frechen.

vertrautem Ton mit ihr zu reden! ... Welche Geringschätzung in seiner letzten Frage! ... „Pfui!" dachte sich Ruchele, „es ist wirklich eine Sünde, wenn eine jüdische Tochter in seiner nächsten Nähe steht!" ... Sie postierte sich wieder neben der Braut, fest entschlossen, an Stempenju und an seine grenzenlose Frechheit nicht zu denken ... Wer würde sich auch über das, was ein Musikant spricht, Gedanken machen! ... Doch plötzlich! ... Eine Bewegung geht durch die Scharen der Hochzeitsgäste ... Stempenju spielt wieder, und abermals etwas Trauriges ... Der Lärm verhallt ... Juden versinken in Gedanken ... Judenweiber verharren in andächtigem Schweigen ... Junges Volk steht auf den Bänken, auf den Tischen ... Eisik Naftali lehnt den Kopf an die rechte Seite und lauscht ... Dwosche Malke steht inmitten des Zimmers mit einem Teller in der Hand ... Selbst die Bedienten mit den weißen Schürzen stehen zwischen den Gästen und lauschen ... Und Stempenju entlockt seiner Fiedel die wunderbarsten Töne, traurige, wehmütige Klänge ... Ruchele fühlt, daß sie etwas schmeichelt, streichelt und liebkost; sie weiß nur nicht, was das ist ... Sie blickt nach jener Stelle, woher die Wundertöne sich

ergießen, und ein schwarzes feuriges Augenpaar leuchtet ihr entgegen . . . Sie läßt den Kopf hängen, und das schwarze feurige Augenpaar leuchtet ihr entgegen . . . Sie wendet den Musikanten den Rücken zu, und noch immer sieht sie das leuchtende schwarze Augenpaar . . .

—o—

VI.
Nach dem Festessen.

Das Festessen war zu Ende. Die Toaste waren verklungen. Das Brautpaar wurde von den Gästen reich beschenkt. Der „Koschertanz"* begann.

Eine ausgelassene Heiterkeit bemächtigte sich der Gesellschaft. Die Männer hüpften und tanzten und jauchzten aus voller Brust. Jontel Schochet tanzte einen „Kosak"** mit großer Meisterschaft, und eine rundbäuchige Schwiegermutter bekundete die seltene Courage, es ihm nachmachen zu wollen; allein sie wackelte mehr als sie tanzte. Die Zuschauer patschten in die Hände und begleiteten Musik und Tanz mit taktmäßigen Schlägen. Eisik Naftali zog den Kaftan aus und sprang in den Hemdärmeln umher; jemand stülpte ihm auf den Kopf einen breiten Hut, der ihm das halbe Gesicht verdeckte. Alle lachten und blinzelten mit

* Der Männertanz nach dem Festessen wird „Koschertanz" genannt, weil er zu den pflichtmäßigen Hochzeitszeremonien gehört.

** Kosak = ein jüdisch-russischer Tanz.

den verfoffenen Augen. Selbst Mosche Mendel lachte mit und schleppte den Vater an den Hemdärmeln in den sich neu bildenden Kreis tanzender Männer . . .

Die Musikanten spielten allein, das heißt ohne Stempenju. Es herrschte jetzt eine völlige Disziplinlosigkeit unter ihnen; einer der geschwollenen Jungen übernahm die Rolle des Dirigenten, der zottige Schneier-Meier schlummerte, Jokel Kontrabaß schlief, nur die Jungen „bearbeiteten" die Instrumente, und Mechtsche Paukenschläger machte alle erdenklichen Anstrengungen, die „wilde" Musik durch dröhnende Paukenschläge noch wilder zu gestalten. Stempenju bemühte sich indes, noch einmal eine Unterredung mit Ruchele herbeizuführen; aber seine Versuche glückten ihm diesmal nicht.

„Schwieger,* kommt, wir wollen nach Hause gehen", sagte Ruchele zu Dwosche Malke, die den tanzenden Eisik Naftali mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtete.

„Komm, Tochter, komm! morgen is Markttag, muß man auch ein bißchen ausruhen. Sieh nur, sieh, wie sie sich ‚zertanzt' haben."

* Im jüdischen Jargon bedeutet das Wort Schwieger nur Schwiegermutter.

Dwoſche Malke und Ruchele gingen nach Hauſe. Der dunkelblaue Himmel zeigte die erſten hellen Streifen, die Vorboten des hereinbrechenden Tages. Ein Hahn kündete bereits mit lauter Stimme den Tagesanbruch; andere Hähne folgten ſeinem Beiſpiel. Von ferne ſchlug ein Hund an. Die Fenſterladen waren noch überall geſchloſſen. Nur bei Herſch Ber, dem Schochet, war es bereits hell; Herſch Ber pflegte nämlich in früheſter Morgenſtunde aufzuſtehen und den Talmud zu ſtudieren.

„Wie gefällt dir, Ruchele, Gneſſis Tochter, wie aufgeputzt ſie war? was ſagſt du nit dazu?“

Ruchele, in Gedanken vertieft, gab auf die Frage ihrer Schwiegermutter keine Antwort.

„Schwieger,“ ſagte ſie plötzlich nach einer längeren Pauſe, „ich hörte zum erſtenmal Stempenju ſpielen.“

„Geh, geh, Kind, was du ſprichſt!“ entgegnete die Schwiegermutter. „Was heißt zum erſtenmal? Nu, und in Chmelnizk bei Reb Leibtſche Awrohom Herſch? und bei Nechemje Glück? und bei Sure Benzions? und beim Rebben* ſelbſt?“

* Rebbe = Wunderrabbi.

„Ich erinnere mich nit," meinte Ruchele, „ich hab zwar gehört von einem Stempenju, aber ich sah ihn heute zum erstenmal."

„Nu, 's versteht sich, warst ja damals noch, wie sagt man, ein Rotznäschen warst du damals, ja, das warst du damals, als Stempenju auf der Hochzeit beim Rebben spielte ... War das 'ne Hochzeit! — allen meinen Freunden gesagt! — 's heißt, war das 'ne Hochzeit! Kannst dir denken, ich war damals in anderen Umständen, mit Jossele — ich war schon im sechsten — nein, im achten Monat war ich schon — ich glaube, 's waren schon volle acht ... Wohin gehst du denn, Ruchele? Da ist ja unsere Wohnung, wo verkriechst du denn mit einem Mal zu Gnessi ... 's is a Reim! Cha, cha, cha, cha!"

„Das is noch schöner," antwortete Ruchele und sah sich nach allen Seiten um, „'ne schöne Geschichte, wahrhaftig! — da wär ich bald verkrochen zu Gnessi ..."

Lachend traten Schwiegermutter und Schwiegertochter ins Zimmer. Sie suchten schleunigst ihr Lager auf, um auszuruhen von den Strapazen des Tages, zudem harrte ihrer morgen ein arbeitsvoller Tag, ein Markttag in Mazepewka ...

VII.
Eine schlaflose Nacht.

Ruchele konnte nicht einschlafen! — Sie wälzte sich auf dem Lager nach allen Seiten, zog die Decke über den Kopf, allein einschlafen konnte sie nicht. Sie war bestrebt, ihre Gedanken auf gleichgültige Dinge zu lenken, nur um nicht an ihn, an Stempenju nämlich, denken zu müssen, aber immer wieder trat der vermaledeite Tausendkünstler vor ihre Augen! ... Weiß der Himmel, es ging hier nicht mit rechten Dingen zu! ... Sie preßte die Lider stark zusammen — alles vergebens — die schwarzen, feurigen Augen verfolgten sie unablässig, sie winkten und riefen und redeten eine unheimliche Sprache ... Sie öffnete die Augen, und sieh, da steht er vor ihr, der verruchte Zauberer mit seiner Zaubervioline; die herrlichen Töne dringen an ihr Ohr ... „Is das ein Spielen! ... nu, nu ... nit umsonst erzählt man von ihm solche wunderbaren Geschichten ...“ Und Ruchele erinnerte sich all der Wundergeschichten von Stempenju, die sie noch als junges

Mädchen beim Mädchenlehrer Motel Spreis vernommen hatte. Was wurde da nicht alles von Stempenju erzählt! ... So soll er einmal einem Bräutigam seine Braut abspenstig gemacht haben, die Braut starb vor Gram über die ihr zugefügte Schande, und am offenen Grabe wurde ihr eine schwarze Chuppe gestellt* ... Ein anderes Mal rächte sich Stempenju an einem Mädchen, das den Mut hatte, ihn einen Charlatan zu nennen, auf eine ganz sonderbare Weise ... Wieder einmal spielte Stempenju bei einem Grafen; des Grafen Tochter, das Fräulein, eine berühmte Schönheit, verliebte sich in ihn und erklärte kurz und bündig: Tod oder Stempenju! ... Der Graf war anfangs außer sich; aber er liebte seine Tochter, und als er merkte, daß sie ohne Stempenju nicht leben könne, meinte er, Stempenju sei immerhin dem Tode vorzuziehen. Er versuchte, ihn zu überreden; zunächst mit Scheltworten, dann mit guten Reden, und schließlich mit Versprechungen. Drei Dörfer wollte er ihm schenken, wenn er sich taufen ließe und seine Tochter heiratete ... Aber Stempenju antwortete auf fran-

* Jüdischer Brauch im Osten, einem Mädchen, das als Braut stirbt, eine schwarze Chuppe zu stellen.

zösisch — Stempenju sprach nämlich deutsch und französisch — nicht einmal für ein volles Zimmer mit Dukaten würde er seinen Glauben wechseln! (Seit diesem Vorfall stand Stempenju bei allen frommen Juden, zumal beim Chmelnizker Rabbi in großem Ansehen!) Kaum hatte das Fräulein diese Worte vernommen, da stürzte sie sich in den Teich ... Solche und ähnliche Wundergeschichten hatte man von Stempenju zu erzählen gewußt.

Ruchele erinnerte sich auch an die Geschichte von dem Fläschchen mit den wunderwirkenden „Tropfen", das Stempenju besitze. Aus diesem Fläschchen, hieß es, träufele er bloß einen Tropfen auf den Boden, und jedes Mädchen, das auf diesen Tropfen getreten hat, fühle sich zu ihm hingezogen mit ihrem ganzen Herzen und mit ihrer ganzen Seele. Das seien sogenannte „Liebestropfen", in deren Besitz nicht jeder gelangen könne ... „Liebe — Schmiebe," dachte Ruchele, „ach was, Unsinn! — Da hast du einen Groschen für die ganze Liebe ... Tut nichts, mein Mosche Mendel liebt mich ohne ‚Liebestropfen' ... Seh ich's denn nit, daß er verrückt wird nach mir? Gewiß liebt er mich? und ich ihn! ... ich — Mosche Mendel?" ...

Ruchele wandte ihr Gesicht zur Wand und begann über diesen Punkt nachzudenken. Zum erstenmal tauchte ihr ein solcher Gedanke auf, zum erstenmal beschäftigte sie eine solche Frage. „Was is das wieder für 'n Unsinn! was taugt Liebe — Schmiebe! Gar nit, wie alle jüdischen Töchter ... und damit basta! — Ob ich ihn liebe? — Nu, hassen tu ich ihn gewiß nit ... Warum sollte ich ihn auch hassen? Mosche Mendel is oßer ein häßlicher Mensch, ein wenig von der neuen Welt, versteht ein ‚Blatt'* zu lesen, einen guten Witz zu machen, mit jungen Leuten sich zu unterhalten ... Zwar sitzt er zuviel im Bethhamidrasch oder dreht sich auf dem Marktplatz herum ... Und die Mädchenträume? Die Hoffnungen als Braut! ... Ja, ja, is nichts daraus geworden! ... Die ganze Woche wie im Käfig: Ruchele iß, trink und schlafe! — Und Mosche Mendel kramt Witze aus ... Was schert ihn Weib? was kümmert ihn ein Heim?" ...

Es klopfte an die Tür, die Schwiegermutter erhob sich und ging öffnen.

„Mosche Mendel?"

---

* Zeitung.

„Ha, was?"

„Du bist's, Mosche Mendel?" fragte Dwosche Malke.

„Au, a Tänzel, krepier, brrr!" anwortete Mosche Mendel.

„Was quasselst du, Mosche Mendel?" sagte die Mutter. „Schicker* wie Lot! Zieh dich aus und geh schlafen!"

„Noch ein . . . Gläschen . . . kre . . . pier!"

Mit diesen halben Worten stürzte Mosche Mendel auf das Bett, und schon nach kurzer Zeit fing er fürchterlich an zu schnarchen. Auch Dwosche Malke war eingeschlafen. Die Kinder schliefen schon seit lange. Aus allen Ecken und Enden hörte man pfeifen und schnarchen ... Nur Ruchele konnte nicht einschlafen . . . Der Mond schien zum Fenster herein und zeichnete einen hellen Streifen auf dem Bett, auf welchem Mosche Mendel dalag, mit dem Gesicht nach oben; er hielt den Mund weit offen, die Augen glotzten ins Unbestimmte, der Adamsapfel schien ganz bedeutend vergrößert . . . Wie er so dalag, war er häßlich, so häßlich, daß es eine Sünde war, auf ihn einen Blick zu werfen . . .

* besoffen.

Unwillkürlich betrachtete ihn Ruchele. Noch nie ist er ihr so häßlich erschienen wie jetzt . . . Sie verglich ihn mit einem andern, mit dem vermaledeiten Zauberer Stempenju. Ist denn das Mosche Mendel mit dem weißen Antlitz, den fröhlichen Augen, den klugen Witzen, wie er ihr als Bräutigam erschienen ist! Ist das Mosche Mendel?

Zum erstenmal stellte sie ihn einem andern gegenüber — Stempenju! —

VIII.

Das „Schleier"-Mahl.*

Als am darauffolgenden Tage Chiane, die Schameste,** Dwosche Malke mündlich die Einladung zum Schleiermahl überbrachte, war Ruchele bereits nach der „neuesten Mode" angezogen. Sie trug ein blauseidenes Kleid mit weißen Spitzen und breiten Ärmeln — wie es damals in Mazepewka Mode war. Auf dem Kopf trug sie ein blauseidenes ajouriertes Tuch, das die ganze Frisur mit den Zöpfen durchblicken ließ. (Es waren allerdings fremde Zöpfe; ihr eigenes blondes Haar durfte sie als verheiratete Frau nicht zum Vorschein kommen lassen.) Außerdem hatte sie ihren ganzen Schmuck, bestehend aus Brillant-Ohrringen, einer langen goldenen Kette, einem Perlenkollier, ferner einer Brosche und Fingerringen, angelegt.

---

* Am ersten Tag nach der Hochzeit legt die Braut eine Perücke an oder, wie man im Ghetto sagt, sie wird „ausgeschleiert". Das Mahl, das aus diesem Anlasse veranstaltet wird, wird „Schleier-Mahl" genannt

** Schameste = Dienerin.

In diesem ihrem feierlichen Staat saß Ruchele in ihrem Zimmer und wartete, bis Dwosche Malke Toilette gemacht hat. Mosche Mendel lag noch immer auf dem Bett in der Position von gestern. Er hielt noch immer den Mund offen und schnarchte. Ruchele ging auf ihn zu, rüttelte ihn ein wenig und rief ihn beim Namen. Mosche Mendel öffnete seine grauen Augen und stierte sie an. Er erkannte sie offenbar nicht.

„Mosche Mendel," sagte Ruchele und beugte sich über ihn, „erkennst du mich nit? Warum siehst du mich so an? Ich gefalle dir wahrscheinlich in diesem Schleier?"

„Aj . . . gib Ruh . . . will schlafen . . ." Mit diesen halben Worten drehte er sich auf die andere Seite und begann aufs neu zu schnarchen.

Dwosche Malke war indes mit dem Ankleiden fertig und ging mit Ruchele zum Schleier-Mahl.

Ruchele fand die Braut bereits „ausgeschleiert". Die beiden Freundinnen küßten einander und waren sofort in ein eifriges Gespräch vertieft, wie es schon so unter jungen Frauen üblich ist.

Allmählich füllte sich der Saal mit Gästen. Die Bedienten stellten auf die Tische allerlei Backwerk und Konfituren, Mandeltörtchen und Fladen

Auch eine Anzahl von armen Leuten war da. Chajim Benzion Glock lief hin und her, das Samtkäppchen wackelte auf seinem Kopfe. Seine Frau kommandierte mit einer heiserigen Stimme:

„Ihr macht mich unglücklich, Ihr stellt Torten und Konfituren dorthin, wo sie gar nicht hingehören. Und die Flasche Branntwein wo is? und die Gläschen wo sind? ... Hast du so 'ne Hochzeit! — Kostet so viel Geld und am Ende ... Die Musikanten sind auch noch nit da ... Geh, mach was du willst, 's hilft dir doch nit ..."

„Scha, soll sein still!" schrie Chajim Benzion. „Was lamentierst du so? ... Tut nichts, nur sie schreit! ... was schreist du, was? Eine Seltenheit bei dir, ein Kind verheiraten! 's is doch nit zum erstenmal ... Sieh sie einer an, kann kaum 'nen Laut hervorbringen und schreit ineinemfort!"

„Wer schreit, Meschugener, wer schreit?"

„Ich weiß, wer's schreit? Im Gegenteil, sag du!"

„Ich schrei nit, du schreist!"

„Ich schrei — so! Vielleicht umgekehrt?"

„Oh, schreist du doch, Chajim Benzion, was is dir denn?"

„Ich schrei? Ich sag bloß, du sollst still sein, sag ich."

„Da schreist du ja wieder, Meschugener!"

„Also ich bitte dich, Herzchen, sei still und mach keinen Lärm!" — — —

„Guten Morgen dem Chussen* und der Kalle,** den Machitonim*** und allen guten Freunden, vivat! aufgespielt!"

Mit diesen Worten eröffnete Chajkel Badchen die Sitzung. Der Hochzeit zweiter Teil begann. Die Gäste wuschen sich die Hände und setzten sich an den Tisch. Die Musikanten griffen zu den Instrumenten und Stempenju schickte sich an, neue Kunststücke zu zeigen. Er spielte diesmal funkelnagelneue „Stückchen". Die Gesellschaft geriet wieder in Ekstase und lauschte in feierlicher Stimmung. Aller Augen waren auf Stempenju gerichtet; nur Ruchele hatte das Gesicht weggewendet. Und doch sah sie „ihn", nur „ihn", sie fühlte, sie wußte, daß „er" sie die ganze Zeit hindurch beobachtete . . . Erst als das Spiel zu Ende war

---

* Chussen = Bräutigam.

** Kalle = Braut.

** Machitonim = die Verschwägerten, eigentlich die Eltern des Brautpaars.

und die Gesellschaft durch „Hu" und „Ha" ihre Bewunderung zum Ausdruck brachte, erhob Ruchele ihre blauen Augen und sah ihn an — den Zaubermeister Stempenju.

„Was sagt Ihr zu ihm?" wendete sich plötzlich die Braut an Ruchele.

„Wen meint Ihr?" fragte Ruchele naiv.

„Nu, Stempenju, a schöner Tausendkünstler, ja?"

Ruchele gab darauf keine Antwort. Sie fühlte das Blut in die Wangen steigen. Die Braut bemerkte, daß Ruchele rot wurde.

„Is Euch heiß, Ruchele?"

„Ja. Hier is schrecklich heiß, nit zum Aushalten. Ich muß einen Augenblick ins Freie; hier is zum Ersticken!" antwortete Ruchele und entfernte sich. Um zur Tür zu gelangen, mußte sie an den Musikanten vorbei. Als sie Stempenjus Augen begegnete, fühlte sie ihr Herz mächtig pochen; es bemächtigte sich ihrer ein Gefühl, das sie früher nie gekannt hatte . . . An der Tür stieß sie mit Chajim Benzion zusammen. Chajim Benzion war ein frommer Jud und hatte Furcht vor Weibern. Als er Ruchele erblickte, schwenkte er, wie immer in solchen Fällen, rasch nach rechts; Ruchele, in

der Absicht, ihm Platz zu machen, tat ein gleiches. Er wandte sich hierauf nach links, Ruchele ihm nach. So kreuzten sie einander den Weg einige Male. Chajim Benzion drückte sich endlich an die Wand, und so war es Ruchele möglich, das Zimmer zu verlassen und ins Freie zu gelangen.

IX.
Rucheles Biographie.

Draußen war es ebenfalls sehr schwül. Es war ein heißer Junitag. Die Sonne stand im Zenit und sandte unbarmherzig ihre sengenden Strahlen zur Erde nieder. Auf die Holz- und Strohdächer der Mazepewkaer Häuschen ergossen sich ihre Lichtwellen, die in den mannigfaltigsten Farben zitterten und schwebten.

Ruchele befand sich gerade auf dem Marktplatz. Er ist breit und wüst. Die kleinen Gewölbe stehen offen; vor ihnen sitzen Weiber auf Schemeln und stricken Strümpfe. An der Seite stehen Fäßchen mit Erdbeeren, Tischchen mit allerhand Backwaren. Eine Ziege kommt jedesmal wie ein Dieb herangeschlichen, als hätte sie die Absicht, ein kleines Unheil anzurichten. Sie wird jedesmal von den Marktweibern davongejagt. Ein Riesenfuhrwerk, von zwei Ochsen gezogen, wirbelt einen mächtigen Staub auf. Hinter dem Fuhrwerk schreitet gemessenen Schrittes ein junges Bäuerlein mit einem breiten Hut und einem Sack auf dem Rücken.

Das Bäuerlein geht barfuß und ein großer Hund läuft ihm nach.

Lange betrachtete Ruchele dieses alltägliche Bild und verglich es mit ihrem blauen Seidenkleid, mit den Perlen, Ohrringen, Ringen . . . sie fühlte, daß sie keine passende Figur zu diesem Bilde abgibt, daß sie in dieses Stück Natur nicht hineinpaßt, sie, die weder Marktweib noch Gräfin ist, weder dies noch jenes, sondern einfach, ein jüdisches Kind, eine jüdische Tochter, die bei Schwiegereltern „Kost" ißt, keine Hand in kaltes Wasser zu tauchen braucht, und welche einen Mann hat, der im Bethhemidrasch sitzt oder auf der Gasse herumspaziert und Anekdoten erzählt.

Jemehr sie dieses Stück Natur betrachtete, um so größer war die Wandlung, die in ihrem innern Herzen vorging. Es wurde ihr ganz eigentümlich zu Mute. Es war ihr, als ob sie erst heute zum erstenmal zu denken anfinge. Sie verspürte eine Leere — es ward ihr mit einem Mal klar, daß ihr etwas fehle, daß sie an etwas einen Mangel leide. — Was dieses „etwas" ist, wußte sie nicht . . .

Ruchele war ein einfaches Weib ohne List und ohne Spitzfindigkeit, sie war das, was man im Ghetto gemeinhin eine jüdische Tochter nennt.

Unter vielen Kindern aufgewachsen, war sie bei ihren Eltern kein besonderes Kleinod gewesen. „Weiß ich, ein Mädchen, soll sie wachsen mit Gesundheit!" pflegte der Vater zu sagen. Als Kind hatte sie mit ihren Brüderchen das Cheder besucht und später beim Mädchenlehrer Motel Spreis schreiben gelernt. Bei Motel Spreis erzählten ihr die Freundinnen allerhand Geschichten und Märchen. Die Freundinnen hatten Ruchele sehr liebgewonnen, besonders weil sie schön singen konnte. „Sing, Ruchele, sing, fürchte nit, 's sind keine Jungens hier" ... In Gegenwart von Jungens oder Erwachsenen hätte Ruchele um keinen Preis der Welt gesungen. „Sing doch, Ruchele, laß dich nicht so lange bitten!" ... Und Ruchele hatte öfter mit einer dünnen zitternden Stimme ein Liedchen gesungen, ein jüdisches Liedchen:

Aufn Barg* steht a Taub**
An tut sich traurig brummen
Ergez*** hob ich a lieben Freind —
An kann zu ihm nit kummen.

Ruchele pflegte dieses Liebesliedchen mit einer

* Barg = Berg.
** Taub = Taube.
*** Ergez = irgendwo.

innern Erregtheit zu singen, als verstände sie die Bedeutung des Wortes „Liebe". Sie verstand's nicht. Unter ihren Freundinnen jedoch gab's einige erwachsene Mädchen, die den Sinn des Liedchens begriffen; diese pflegten, während Ruchele sang, zu seufzen und manche Träne zu vergießen. Besonders aufmerksam pflegte Chaje Ettel, ein bildhübsches Mädchen, eine elternlose Waise, diesem Liedchen zu lauschen. Chaje Ettel, die nach dem Tode ihrer Eltern mitsamt ihrer Erbschaft in die Hände eines Onkels gekommen war, hatte den Leidenskelch der Liebe, wie so manche jüdische Tochter im Ghetto, bis zur Neige ausgekostet. Lange fraß der Schmerz an ihrem Herzen, bis sie eines Tages zusammenbrach. Sie starb in der schönsten Blüte ihrer Jugend.

Mit dieser Chaje Ettel war Ruchele eng befreundet gewesen. Sie hatte oft mit ihr am Sabbatnachmittag am Fenster gesessen und ihr verschiedene Liedchen vorgesungen. Ruchele sang und Chaje Ettel lauschte.

Oj, du fuhrst awek,
Oj, du fuhrst awek,
Un mich loßt du ieber*! . . .

* ieberloßen = zurücklassen.

„Ruchele, mein Herz," sagte Chaje Ettel, „ich bitt' dich, sing' das noch einmal!"

„Noch einmal singen?" fragte Ruchele verwundert, „nu, wenn du willst, fang' ich nochmals an."

Oj, du fuhrst awek,
Oj, du fuhrst awek,
Un mich loßt du ieber!

Ruchele hielt inne. Chaje Ettel hatte das Gesicht in beiden Händen begraben und schluchzte.

„Gott is mit dir, Chaje Ettel! Du weinst? Warum weinst du? Sag' mir, was is dir denn? So mir nichts dir nichts weinen!"

„Oj, Ruchele," antwortete Chaje Ettel, „oj, Ruchele, das Liedchen, das Liedchen . . ."

„Was is das Liedchen? Was soll's bedeuten? Muß man dabei weinen?"

„Oj, Ruchele, frag' nit. Mein Herz ist verbittert, in mir brennt ein Feuer, hier brennt's, du siehst es bloß nit."

Chaje Ettel wies auf ihr Herz. Ruchele blickte sie verwundert und erschrocken an.

„Du siehst mich so an, Ruchele! Du verstehst mich nit. Du kannst es noch nit begreifen, was mir is. Siehst du, mein Herz is verwundet; ich

bin elend verwaist; ich muß dir alles erzählen — alles!"

Damals hatte Chaje Ettel ihrer jüngeren Freundin Ruchele eine Geschichte erzählt, eine traurige Geschichte, obgleich eine ganz gewöhnliche, die öfter unter Juden vorkommt. Sie hatte ihr von ihren Leiden im Hause des Onkels, von der schlechten Behandlung der boshaften Tante erzählt. Einen einzigen Trost habe es für sie in diesem Hause gegeben: des Onkels jüngsten Sohn, Benjamin. Mit ihm zusammen aufgewachsen, habe sie ihn wie einen Bruder geliebt, wie einen leiblichen Bruder — nun sei er fort, und sie habe er hier zurückgelassen, allein, allein mit ihren Leiden, mit ihren Schmerzen — — —

„Ich versteh' dich nit, Chaje Ettel, was is denn dabei? Und wenn ein wirklicher Bruder wegfahren muß? Und er war doch kein wirklicher Bruder nit!"

„Ja, Ruchele, du weißt nit, wie sehr ich ihn liebte, wirklich wie einen Bruder, mehr noch als einen Bruder . . ."

„Aber er hat ja wegfahren müssen, Chaje Ettel, er hat ja geheiratet —"

„Sprich's nit aus, Ruchele, sprich's nit aus!"

„Warum nit? ich versteh' nit; er hat ja doch geheiratet."

„Ich kann's nit hören. Benjamin hat geheiratet — dieses Wort schneidet mir das Herz entzwei ... Du kennst das Gefühl nit, Ruchele, möge dich das Schicksal davor bewahren ... Du siehst mich so verwundert an! So wisse denn, Benjamin hat mir versprochen, ja geschworen hat er, daß er mich ‚nehmen' wird ..."

„Nu, warum hat er dich nit genommen, Chaje Ettel?"

„Du frägst wie ein Kind, wahrscheinlich war er mir nit bestimmt."

„Aber er hat dir doch geschworen, er hat dir doch geschworen —"

„Und wenn auch! Nu, er hat geschworen! Er wollte mit dem Onkel darüber sprechen, aber er fürchtete ihn; er verschob die Angelegenheit von einen Tag auf den andern so lange, bis er verlobt worden is. Nach der Verlobung sprach ich mit ihm, da meinte er, eine Verlobung is keine Hochzeit nit, er werde noch mit dem Onkel Rücksprache nehmen. So schwanden die Tage, die Jahre, bis jene Zeit kam, jene unglückliche Zeit ... Ich selbst stand unter der Chuppe und sah zu,

wie er einer andern den Trauring an den Finger steckte . . . Er hielt den Kopf zur Erde gesenkt, aber ich weiß, er sah mich, er sah mich bestimmt . . ."

„Wenn's so is," sagte Ruchele, „is doch Benjamin ein großer Lügner und nit wert, daß ihn die Erd' trägt."

Chaje Ettel schwieg.

„Und sie, Chaje Ettel? Is sie ein schönes Weibchen?"

„Wer sie?"

„Sie, Benjamins Weib mein' ich."

Chaje Ettel war erst rot und dann blaß geworden. Sie preßte die Lippen aufeinander und schwieg. Diesen raschen Farbenwechsel im Gesicht, dieses plötzliche Stillschweigen wußte sich Ruchele nicht zu deuten; es kam ihr nur merkwürdig vor. Aber das fühlte sie heraus, daß sie diese Frage an sie nicht richten darf. — — —

Als Ruchele mit Mosche Mendel sich verlobte, war Chaje Ettel nicht mehr am Leben. Über ihren Bräutigam hörte Ruchele allenthalben nur Lobreden und Preishymnen. „Unbeschrien! So a Glück!" tönte es ihr überall entgegen. „Eine Schmalzgrube! Ein reiches Haus! Eisik Naftali

is a Jud', a Balboes,* der feinste unter allen Mazepewkaer Balebotim, und einen Sohn hat er, 'nen ein und einzigen, und was für einen ... Nu, das heißt a Glück! Unbeschrien!" ... Und Ruchele fühlte sich glücklich ...

In der Tat war Mosche Mendel ein feiner Bocher** mit seltenen Eigenschaften, ein talmudischer Kopf, ein feuriges Temperament, ein ausgezeichneter Bibelkenner, und obendrein ein „Schreiber" von Gottes Gnaden, das heißt, er besaß eine Handschrift, die in ganz Mazepewka als Weltwunder gezeigt wurde. Selbst Motel Spreis, der Mädchenlehrer in Chmelnizk, ein Sachverständiger auf dem Gebiete des „Schreibens", zollte Mosche Mendels Handschrift die vollste Anerkennung.

Ruchele hatte mit ihrem Bräutigam sehr wenig gesprochen. Wo war er und wo war sie? Mazepewka liegt von Chmelnizk weit entfernt, und im ganzen waren sie ein einziges Mal zusammengekommen und zwar bloß auf zwei Stunden und in Gegenwart von einem Minjan Juden und der Bräutigam war in dem einen Zimmer und die

---

* Balboes = Bürger.
** Bocher = Jüngling.

Braut in dem andern. Also, wie gesagt, gesehen hatten sie einander nur kurze Zeit, gesprochen fast garnichts; dafür schrieben sie häufig aneinander ein volles Jahr lang, bis zur Hochzeit. An diesem Briefwechsel hatte Motel Spreis einen großen Anteil; da der Bräutigam seine Briefe in drei Sprachen schrieb: Hebräisch, Russisch und Deutsch, so war Motel Spreis darauf bedacht, daß auch die Braut sich nicht mit ihren Briefen zu schämen brauche. Auch wollte er den Beweis liefern, daß ein Mädchen, das in seiner Schule schreiben lernte, tatsächlich schreiben kann. Er verwendete daher viel Fleiß und Mühe, Rucheles Briefe an ihren Bräutigam mit recht zahlreichen französischen Brocken zu durchsetzen. Ein volles Jahr währte die Komödie des Briefwechsels, der erst einige Tage vor der Hochzeit endgültig eingestellt wurde.

Rucheles Hochzeit unterschied sich in nichts von allen andern jüdischen Hochzeiten im Osten. Es ging zu wie überall: beide Parteien waren unzufrieden, denn einer hätte den andern betrogen; zwischen dem Vater der Braut und dem des Bräutigams entspann sich eine erregte Debatte, man zankte, trank einander zu und war wieder ausgesöhnt ... Die Braut nahm unter Schluchzen

und Tränen Abschied von ihren Lieben ... Die „Kostzeit" bei den Schwiegereltern begann ...

Bei den Schwiegereltern tat sich für Ruchele eine neue Welt auf. Ein neues Leben. Sie wurde von allen geliebt und geschätzt. Dwosche Malke hätte das Leben für sie hingegeben: Nur Ruchele und abermals Ruchele. Das Schönste und Beste wurde für Ruchele reserviert. Kaum hatte sie morgens die Augen geöffnet, so stand schon auf dem Tisch das Krüglein Kaffee vorbereitet. Dwosche Malke, die sonst Vielbeschäftigte, tanzte um sie den ganzen Tag.

„Was braucht Ihr Euch bemühen, Schwieger?" pflegte Ruchele immer wieder zu sagen.

„'s macht nit, iß, Ruchele, trink, Ruchele!" war Dwosche Malkes stereotype Antwort.

Einmal bemerkte Ruchele, wie die Schwiegermutter in atemloser Hast dem Hause zueilte und mit lauten Scheltworten und Flüchen in die Küche stürzte.

„Was is, Schwieger?" fragte Ruchele erschrocken.

„Frag' nit, Kind ... O, is das 'ne Magd, Pharaos Plagen verdiente sie! Geht weg und erlebt nit zurückzukommen. Ich hab' geglaubt, du bist schon längst aufgestanden, und die Milch steht und kocht und kocht ... ich lauf', ich weiß denn,

wo ich bin in der Welt? ... Im Gewölb' is es, unbeschrien, eng, 's sind viele Kunden da ... und er, mein Schlemiel, steht mit aufeinandergelegten Händen wie ein Mechiton ... Ich bitt' ihn, trag' doch nach Hause diese zwei frische Bretzeln für Ruchele ... Schrei, was du kannst, 's hilft dir nichts! ... Iß, Ruchele, 's sind frische Bretzeln bei Leibzichen gekauft. ... Ja, was hab' ich sagen wollen? — Steins geklagt! Der Kopf ist mir wie berauscht ... Scha, da ist sie ja, die schöne Dirn'. Magd, wo bist du gewesen, ha?"

Nun setzte sie die Liste von Scheltworten und Vorwürfen fort: von wegen der Milch für Ruchele, von wegen des Kaffees für Ruchele, von wegen des Frühstücks für Ruchele, kurz, alles drehte sich um Ruchele und wieder einmal Ruchele ... Selbst der vielbeschäftigte Schwiegervater, der tagsüber von seinen Geschäften in Anspruch genommen war, widmete ihr einen erhöhten Grad an Aufmerksamkeit.

Dieses fortwährende Aufpassen und Herumtanzen begann Ruchele anzuekeln. Das Übermaß an Zärtlichkeit war ihr unerträglich. Die überspannte Liebe ihrer Schwiegereltern vermochte Ruchele nicht zu erwidern. Sie war ihren Schwieger-

eltern gegenüber etwas zurückhaltend, wenn auch nicht gleichgültig.

Das Verhältnis des jungen Ehepaares zueinander konnte man weder als gut noch als schlecht bezeichnen. Das junge Ehepaar hatte selten Gelegenheit, unter vier Augen zu sprechen. Am Tage durfte ein junger Mann, von dem Range eines Mosche Mendel, sich nicht hinsetzen und mit seiner Frau plaudern. Was würden die Leute dazu sagen? Und am Abend hatten sie jeden Augenblick Besuch. Bald kam Eisik Naftali nachsehen, was die „Kinder" machen, bald brachte Dwosche Malke einen Krug oder ein Glas oder eine Schale.

„Da nimm doch, Ruchele, koste mal dieses Eingemachte . . ."

„Aber Schwieger, ich hab ja schon hundertmal davon gekostet."

„'s is a Reim! Geh', Kind, was du sprichst! Von diesem Eingemachten hast du noch nit gekostet."

Diese Szene wiederholte sich an jedem Tage, ja zehnmal des Tages. Dwosche Malke hatte schon ihre stereotypen Ansprachen.

„Ein Donner hat mich erschlagen! Ruchele, kuck' mal, wie du aussiehst! . . . Ein Wunder

auch, wenn man so wenig ißt! ... Die Leute von Chmelnizk werden mir fluchen: 'ne schöne Schwiegermama, gut gepflegt die Schnur, so ein Jahr möge sie haben! ... Was soll ich tun? 's hilft ja kein Reden ... Nimm doch wenigstens hiervon ein Stückchen ..."

„Ich bitte Euch, Schwieger, laßt mich in Ruh', ich bin satt. Gebe Gott, mein ganzes Leben lang soll ich mich so satt essen können wie jetzt ..."

„Nu, nimm doch, mir zulieb', Tochter! Bilde dir ein, ich bin 'ne Mutter. — Dies kleine Stückchen bloß, iß schon und kränk' mich nit!"

Und Ruchele schluckt noch ein Stückchen und noch eins. Sie kann dem Drängen der Schwiegermutter nicht widerstehen, aber dieses Übermaß an Aufmerksamkeit widert sie an. Schließlich ist der Mensch keine Gans, die man mästen kann, auch kein Ochse, der mit seiner leiblichen Nahrung allein zufrieden ist. Ein Mensch braucht etwas Freiheit, einen freien Raum, in welchem er sich bewegen kann; er erträgt's einfach nicht, daß man neben ihn steht, wenn er sitzt, daß man neben ihm sitzt, wenn er schläft ... Ein Mensch soll essen, wenn's ihn hungert, aber nicht, wenn der andere es will ... Es ist traurig, mit Leib und Leben fremden Hän-

den ausgeliefert zu sein und keinen freien Willen zu besitzen.

In solch trauriger Lage befand sich Ruchele in der ersten Zeit nach ihrer Hochzeit. Sie hatte niemand, dem sie ihr Leid hätte klagen können. Ihren Eltern schrieb sie Briefe, die Freude, Glück und Zufriedenheit atmeten. Ihre Briefe fingen an, wie jüdisch geschriebene Briefe in der Regel anfangen — mit einem „Gelobt sei Gott!" und endigten mit „Glück und Freuden und fröhlichen Herzen, Amen".

Tief im Herzen trug sie einen geheimen Groll gegen Mosche Mendel, der sich von ihr fernhielt, sie, das Weib, als etwas Untergeordnetes betrachtete und mit einer Art Herablassung behandelte ... Trotzalledem liebte Mosche Mendel seine Ruchele von Herzen; er liebte sie aufrichtig, nur verstand er's nicht, seine Liebe auf irgend eine Weise zum Ausdruck zn bringen. Vielfach hinderten ihn seine Eltern daran ... Wie Mosche Mendel mit seinem ganzen Herzen an seiner Ruchele hing, das zeigte sich an jenem Tage, an dem Ruchele erkrankte und zu Bett lag. Eine Erkältung hatte Ruchele kurz nach ihrer Hochzeit aufs Bett geworfen. Mosche Mendel wich nicht von ihrer Seite. Er

saß den ganzen Tag neben ihr; er war traurig, niedergeschlagen und jedesmal entrang sich seiner Brust ein tiefer Seufzer.

Am dritten Tage der Krankheit fühlte sich Ruchele wohler. Mosche Mendel wich noch immer nicht von ihrer Seite. Erst diesmal bot sich ihm die Gelegenheit, mit seiner lieben Ruchele zu plaudern. Beide verspürten auch ein mächtiges Verlangen danach, sich einmal frei und offen auszusprechen. Mosche Mendel rückte ihr so nahe, daß ihr schöner, mit einem weißen Tuch nur halbbedeckter Kopf fast auf seinen Händen ruhte ... Ruchele hob ihre blauen Augen zu ihm empor und wartete auf das erlösende Wort ... Mosche Mendel ließ verschämt den Kopf hängen ... Erst als sie den Kopf zum Fenster hingewandt hatte, wagte er, sie anzusehen; kaum jedoch hatte er ihren Blicken begegnet, so senkte er wieder seinen Blick zu Boden ... Dieses Augenspiel wiederholte sich einigemal ... Seit ihrer Verheiratung fanden sie jetzt zum erstenmal Gelegenheit, ohne Zeugen miteinander zu sprechen. Aber keiner von beiden wagte, das Gespräch anzuknüpfen. Sie wußten nicht recht, wie das gemacht wird ... Ruchele, als Frau, hatte das Recht zu verlangen, daß er

als Mann das Wort ergreift. Allein Mosche Mendel, der „feingesittete, junge Mann" wartete, vielleicht würde sie ein Gespräch anknüpfen. So sprach keiner von den beiden. Sie schwiegen und trieben ihr verstecktes Augenspiel.

„Was is, Mosche Mendel?"

„Was, was is?"

„Was kuckst du?"

„Wer kuckt?"

„Du kuckst doch!"

„Ich kuck?"

„Wer denn?"

Und abermals wiederholte sich das bekannte Augenspiel. Ruchele blickte zum Fenster und er betrachtete ihren schönen Kopf und seufzte.

„Was is, Mosche Mendel?"

„Was soll sein?"

„Warum seufzst du?"

„Wer seufzt?"

„Du seufzst doch?"

„Ich seufz'?"

„Wer denn?"

Abermals tiefes Stillschweigen. Mosche Mendel rückte immer näher; er räusperte sich und schien nunmehr fest entschlossen, etwas zu sagen. Da

öffnete sich plötzlich die Tür und Dwosche Malke stürzte herein:

„Nu, was machst du, Ruchele! Weißt du, was ich dir sagen will? Mir scheint, 's is 'ne Magenerkältung. Hab dir schon tausendmal gesagt, steh' nit draußen ohne Shawl. Steh' nit draußen ohne Shawl! Aber 's hilft kein Reden nit!"

„Ach, Schwiegermutter, 's is nit schlimm. 's wird vorübergehen, 's is bei mir nur so ein ‚Übergang'."

„Bei dir is alles ein Übergang. A schöner Übergang! Geh, Kind, was du red'st . . . Wart', ich setz' mich zu dir . . ."

Dwosche Malke rückte einen Stuhl neben das Bett und setzte sich.

„Weißt du was, Mame," sagte Mosche Mendel, „weißt du was, geh' du lieber ins Geschäft, ich werd' schon hier sitzen."

Seine Augen begegneten den blauen Augen Rucheles und er las deutlich darin die Worte: „Erraten, Mosche Mendel, so ist's recht!"

„Weiß ich, was du red'st," antwortete Dwosche Malke und rückte den Stuhl noch näher. „Jetzt ins Geschäft? . . . Was ich dort verliere . . . die große Losung, Steins geklagt, solche Geschäfte gönne ich allen meinen Feinden! . . . Geh du

lieber in unser Schlafzimmer und leg dich aufs Bett ein bißchen ausruh'n; du hast ja die ganze Nacht nit geschlafen."

So lebte das „glückliche" Ehepaar wie in Fesseln gekettet, ohne einen freien Augenblick, beständig unter der Obhut eines guten Vaters und einer zärtlichen Mutter . . . Beide duldeten schweigend . . . Mosche Mendel suchte anderweitig Zerstreuungen: bald vertiefte er sich in einen Folianten, bald ging er zum Vater ins Geschäft oder er suchte seine Bethhamidraschkollegen auf und debattierte mit ihnen . . . Er lebte, wie's eben ging.

Ruchele dagegen führte ein einsames Leben. Freundinnen hatte sie in Mazepewka keine; denn als Schwiegertochter Eisik Naftalis durfte sie mit den anderen jungen Frauen in Mazepewka nur par distance verkehren. (Eisik Naftali bildete sich nämlich ein, er sei der reichste und anständigste Bürger in Mazepewka.) So vergingen Tage und Monde. Ruchele lebte wie in einem Gefängnis: wieder essen, wieder trinken, wieder schlafen, wieder das Krügel Kaffee, wieder die liebe Schwiegermama mit den Konfituren und so weiter . . . das ganze Jahr hindurch.

X.
Stempenjus Brief.

Das war die Lage, in der sich Ruchele befand zu jener Zeit, als wir ihr auf der Hochzeit bei Chajim Benzion Glock begegneten, zu jener Zeit, als Stempenjus zauberhaftes Spiel zum erstenmal ihr Ohr berührte.

Als sie während des „Schleier"-Mahls das Zimmer verlassen hatte, und draußen am Haustor den Mazepewkaer Marktplatz, die Gewölbe, die Obstverkäuferinnen, den großen Wagen mit den ungeschlachten Ochsen, das Bäuerlein mit dem breiten Hut — betrachtete, überkamen sie recht traurige Gedanken, die halbverblaßte Jugenderinnerungen wachriefen. Immer weiter in die Vergangenheit, in die fröhliche Jugendzeit spann sie den Faden der Erinnerung, bis er jählings abgerissen wurde — durch das Erscheinen Stempenjus.

Wie aus dem Erdboden wuchs er plötzlich hervor und auf ebenso rätselhafte Weise befanden sich beide, Ruchele und Stempenju, auf einmal

mitten in einem eifrigen Gespräch. Er erzählte von „seiner" Stadt Mazepewka und von „ihrer" Stadt Chmelnizk, die er ebenfalls genau kannte mit all ihren „Brücken und Antiken". Er begann ihr die Chmelnizker Prachtexemplare aufzuzählen und nachzumachen, wie Reb Kalmen spricht, wie Reb Salmen geht, wie Reb Jossele eine Prise Tabak nimmt und dabei die Oberlippe herunterhängen läßt. Ruchele lachte und zeigte dabei ihre weißen Zähne. Und Stempenju fuhr fort zu erzählen und nachzumachen. Er sprach viel und gut. Er verstand's — dieser Tausendkünstler.

„Ich versteh's nit," sagte plötzlich Stempenju ganz unvermittelt, „ich versteh's nit, warum sieht man Euch niemals auf dem Spaziergang, nit am Schabbes und nit am Jontew? Ihr seid schon hier ein Jahr, mehr als ein Jahr und man sieht Euch nit auf der Berditschewer Gass'! Und wohnen wohnt Ihr so weit, am End' der Stadt ... Ich hab' gar nit gewußt, daß Ihr wohnt hier in Mazepewka ... erst gestern hab ich's erfahren, wie ich Euch gesehen habe ... Ich hab schon gestern gewollt mit Euch reden, kann man aber nit ... Ihr kennt nit unsere jüdische Städtchen! Man fängt an zu reden, bald nehmen alle

die Mäuler voll ... Geht doch mal am Schabbesnachmittag auf die Berditschewer Gass' ... Die ganze Stadt is ja dort ... Hört Ihr? ... Schabbesnachmittag auf der Berditschewer Gass'!"

Ruchele fand keine Zeit, ihm zu antworten, denn im selben Augenblick erschien Dwosche Malke, die schon lange auf der Suche nach ihrer Schwiegertochter war. Im ersten Moment war Dwosche Malke ein wenig betroffen, als sie die beiden nebeneinander erblickte, aber Stempenju verstand es, die Sache zu vertuschen.

„Wißt Ihr, Dwosche Malke, wir sprechen hier von der Hochzeit, von der Hochzeit beim Rebben von Chmelnizk ... Eure Schnur war noch damals ein Kind, als ich gespielt hab auf der Hochzeit beim Rebbe; sie erinnert sich nit an diese Hochzeit."

„'s versteht sich," antwortete Dwosche Malke, „wie kann sie sich daran erinnern? Aber ich erinnere mich gut; ich war damals mit meinem Mann; wir haben übernachtet auf'm Feld. In der Stadt war kein Zimmer nit zu bekommen."

„War das 'ne Hochzeit! Ich werd Euch Schöneres erzählen ..." Und Stempenju erging sich in einer breiten Schilderung über die Hochzeit beim Rebbe von Chemlnizk, denn er wußte, mit

einem solchen Thema nimmt man ein Weib wie Dwosche Malke sofort gefangen. Dwosche Malke horchte auch gespannt und Ruchele benutzte indes die Gelegenheit, ins Zimmer zu flüchten. — —

„Is das 'ne Frechheit! Mir zu befehlen, am Schabbesnachmittag auf die Berditschewer Gass' zu kommen. Anders paßt's ihm nit. Is das 'ne Frechheit! Das kriegt wirklich nur ein Musikant fertig!" . .

Seit dem „Schleier"-Mahl war dies der einzige Gedanke, der Ruchele unablässig beschäftigte. Einerseits schmerzte sie diese „Frechheit", anderseits aber hatte sie das Gefühl, als ob sie diesem „Musikanten" doch nicht recht zürnen könne.

Es war an einem Sabbatnachmittage. Die Schwiegereltern sowohl wie Mosche Mendel hielten ihr Sabbatnachmittagsschläfchen — das Spezialvergnügen der östlichen Juden seit Jahrhunderten ... Ruchele saß am Fenster und blickte, ein Liedchen vor sich hinträllernd, auf die Gasse. Junge, glattgekämmte Mädchen mit roten und blauen Bändchen in den Zöpfen, in roten, gelben oder grünen Kleidern, mit Handschuhen und gewichsten Stiefeln, gingen „auf'n Spazier" nach der Berditschewer Gass'. Dort werden sie sich in ihrem vollen Staat

zeigen, dort, wo so viele Bachurim* spazieren gehen. So manches Mädchen fängt auf diesen Spaziergängen manch feurigen Blick auf, errötet in ihrer jungfräulichen Keuschheit, senkt den Blick zu Boden, und — das Herzchen pocht.

Ruchele wußte von alledem. Sie war ja auch einmal ein junges Mädchen gewesen mit roten und blauen Bändchen in den Zöpfen; sie hatte ja auch einmal in Chmelnizk am Sabbatnachmittag mit andern Mädchen auf der „Gass'" herumspaziert.

Ruchele blickte im Zimmer umher. Alle schliefen. Alle! Nur sie allein saß da, eine Lebendige unter Toten ... Sie stützte den Kopf auf die Hände. Ein altes Liedchen, das sie einst als Mädchen gesungen hatte, kam ihr in den Sinn.

Eine allein,
Elend wie a Stein,
Ich hob zu keinem zu reden,
Nur zu sich allein;
Elend wie a Stein,
Ich hob zu keinem zu reden.

„Gut Schabbes!"

* Bachurim = Jünglinge.

Ruchele erhob den Kopf und erblickte — Stempenju.

„Gut Schabbes, sag ich."

Ruchele wollte das Fenster zuschlagen und sich entfernen. Statt dessen erwiderte sie halblaut:

„Gut Schabbes, gut Jahr!"

„Ihr habt meinen Wunsch nicht erfüllt und seid nit gekommen auf die Berditschewer Gass'. Ich hab umsonst gewartet ... ich hab ... ich bin ... da habt Ihr, lest!"

Stempenju überreichte ihr ein zusammengefaltetes Papier und verschwand.

Ruchele hielt das Papier lange in der Hand, ohne zu wissen, was damit anzufangen, ohne zu begreifen, was das bedeuten soll ... Das plötzliche Erscheinen Stempenjus sowie die Übergabe des „Papiers" hatten sie in große Aufregung versetzt. Es dauerte einige Minuten, bis sie wieder beruhigt war. Erst dann entfaltete sie das Stück Papier: es war ein Brief, geschrieben in jüdischer Sprache mit immens großen Buchstaben und mit geradezu erschreckenden orthographischen Fehlern. Der hatte den folgenden Wortlaut:

„Mein libster engel von Himel, wenn Ich hab dein lichtig Gestalt gesehn is mir Lichtig

gewor'n in Meine beide Augen, Und ein Höllisch feuer tut in Mein Herz brennen von großer liebe Zu dir meine Seel! Deine Himmelaugen haben mich Bezwungen von die erste Stund' an. Ich kann nit schlafen und träum' dich zu sehen. Ohne Dir is di lichtige Sonn' finster in Meine augen. Ich sterbe weil will dich immer sehen. ich werd Dich Ewig liben Dein Dich auf Immer liebender der küßt die Tritt von Deine Füß' und küßt von weiten Deine Schöne augen.

Stempenju."

XI.

Stempenjus Werdegang.

Wollte jemand Stempenju nach dem oben erwähnten Brief beurteilen, er würde sicherlich zu falschen Schlüssen kommen. Stempenjus Stärke lag nicht im Briefschreiben. Er war ein Held, ein wohlgestalteter Mann in des Wortes wahrster Bedeutung, ein vermaledeiter Tunichtgut — aber kein besonders glänzender Stilist im Briefschreiben. Schließlich ist gut schreiben nicht jedermanns Sache. Stempenju war sicher zu etwas besserm geboren, als zum Briefschreiben. Das hatte schon sein Vater, Berl Baß, erkannt.

Als Kind hatte Stempenju nichts lernen wollen, nur spielen. Unter Leitung seines Vaters hatte er sämtliche Musikinstrumente vorgenommen, bis er schließlich bei der Geige stehen blieb. Berl Baß hatte noch einige Kinder, ebenfalls Musikanten, aber nur seinem Stempenju stellte er das Zeugnis aus, er besitze eine Ader von seinem Großvater Schmulek Trompeter, der den großen „Fiedler" Paganini persönlich gekannt hatte. Mit zwölf Jahren hatte Stempenju bereits zum Braut-

„Bedecken" spielen können — was unter allen Umständen keine kleine Leistung war. Berl Baß bevorzugte ihn auch vor allen andern Kindern, und obgleich er Stempenju zuweilen an den Ohren zu zupfen, eine Tracht Prügel zu verabreichen oder sonst eine unangenehme Lektion zu erteilen pflegte, hatte er doch stets dieses Söhnchen als eine Zierde seines Hauses betrachtet.

Mit fünfzehn Jahren — drei Rubel in der Tasche und eine zerbrochene Fiedel unterm Arm — stürmte Stempenju in die Welt hinaus. Er besuchte viele Städte und Städtchen, wirkte bald in dieser, bald in jener Musikantentruppe. Mehr als ein halbes Jahr hielt er's nirgends aus. Es zog ihn immer weiter: er ging von Mazepewka nach Stepewka, von Stepewka nach Koretz, von Koretz nach Balta, von Balta nach Alt-Konstantin, von Alt-Konstantin nach Berditschew und so weiter, und so weiter — bis er endlich in Odessa landete. In Odessa hatte es ihm nicht besonders behagt — die Stadt ist groß und leidet an Meistern wie Stempenju keinen Mangel. — Er unternahm daher eine neue Wanderung. Bald erwarb er sich in den kleinen Städten einen Namen und wurde überall als Geigenvirtuose mit Begeisterung

empfangen. („Fachleute" wollten aus sicherer Quelle erfahren haben, Stempenju spiele deshalb so gut, weil auf eine bis jetzt unaufgeklärte Weise Paganinis Violine in seinen Besitz gekommen sei.)

Mit der Zahl seiner Verehrer wuchs auch die Zahl seiner Gegner. Besonders seinen Berufskollegen war er ein Dorn im Auge, denn gegen seine „Konkurrenz" vermochten sie nicht aufzukommen. Sie klagten, er nehme ihnen den letzten Bissen Brot vom Munde weg, auf jeder Hochzeit sehe man nur Stempenju und wieder Stempenju, als ob auf der ganzen Welt nur ein Musikant und eine Musikantentruppe existierten. Dabei war Stempenju ein „guter Bruder", kein Geizhals, im Gegenteil, ein Mann mit einer „offenen Hand". Hatte er auf einer Hochzeit ein paar Rubel verdient, so versammelte er seine Kollegen um sich, kargte keinen Schnaps, zahlte jedem ein Mittagbrot und teilte unter die jüngern Gehilfen „Geschenke" aus. In solchen Momenten vergaßen die Musikanten zumeist ihren inneren Groll gegen Stempenju und meinten: „Wahrlich, kein schlechter Mensch! — Ein guter Bruder! — Hört Ihr? Eine jüdische Seele läßt sich nicht abschätzen!"

Mehr noch als seinen Kollegen, den Musikan-

ten, war Stempenju den schwarz- oder blauäugigen Musikantentöchtern zugetan gewesen. In jeder Stadt war er als Freier aufgetreten und überall hatte er das Herz einer Musikantentochter erobert. Der Geigenvirtuose Stempenju war auch ein Meister in der Liebe. In jedem Städtchen hatte er sein Liebchen und jedem Mädchen schwur er ewige Treue. Dazu muß ausdrücklich bemerkt werden: Stempenju verstand es nicht anders als aufrichtig zu lieben, seine Liebesschwüre waren echt, sozusagen reell, ohne Hintergedanken und Nebenabsichten. Aber er litt auffallenderweise an Gedächtnisschwäche: kaum hatte er ein Städtchen verlassen, so verschwand seine Liebe wie Wind und Rauch; er vergaß das Städtchen und das Mädchen und die schwarzen oder blauen Augen und die Liebesschwüre und alles, was drum und dran war. Oftmals hatten diese Liebesepisoden einen recht tragischen Ausgang. Manches Mädchen war dumm genug, seinen Schwüren zu glauben und seines Kommens zu harren. Er werde schon kommen, tröstete es sich, wenn nicht heute, so morgen, wenn nicht morgen — übermorgen. So vergingen Monate und Jahre und es wartete und wartete und ging daran zugrunde . . .

Eines Tages jedoch wurde auch Stempenju, der so oft mit dem Feuer gespielt hatte, ohne sich die Finger zu verbrennen, von seinem verdienten Schicksal ereilt. Die Sache trug sich folgendermaßen zu: In einem Städtchen in Polen sollte Stempenju in Gemeinschaft mit den dortigen Stadtmusikanten auf drei Hochzeiten spielen. Da die Hochzeiten in kurzen Zeitabständen aufeinanderfolgten, so wußte Stempenju nicht recht, womit die Mußestunden auszufüllen. Er empfand Langeweile, und so eine kleine „Liebschaft" ist stets ein gutes Mittel dagegen. Stempenju knüpfte denn auch mit Schajke Fiedlers Tochter ein Liebesverhältnis an. Schajke Fiedlers Tochter, Frajdel, war ein hübsches Mädchen, brünett, korpulent, und zählte damals zweiundzwanzig Lenze. Stempenju verliebte sich regelrecht in Frajdel, überhäufte sie mit Zärtlichkeiten, machte ihr Geschenke, leistete den Schwur der Treue — alles nach seiner bewährten Methode. Diesmal war jedoch Stempenju an die Richtige gekommen, nämlich an eine, die man nicht leicht foppen kann. Als die dritte Hochzeit zu Ende war und Stempenju, wie üblich, von seinem Liebchen Abschied nehmen wollte, da — o weh! — ließ ihn das brünette Ding einfach

nicht fort. Er solle doch, meinte Frajdel, keine Faxen machen und offiziell die Verlobung feiern. Stempenju war an solche Sachen nicht gewöhnt; er gebrauchte allerhand Ausreden, um sich aus der Schlinge zu ziehen. Aber Frajdel ließ nicht locker. Die Stadtmusikanten leisteten Beihilfe. Stempenju mußte nachgeben. Die Verlobung wurde offiziell gefeiert. Drei Tage lang tranken die Musikanten zu Ehren der frischgebackenen Verlobten.

Kaum hatte Stempenju die Stadt hinter seinem Rücken, da stellte sich bei ihm die alte Gedächtnisschwäche ein. Er vergaß das brünette Mädchen, die Verlobung, die dreitägige Feier und alles, was drum und dran war. Er reiste wieder mit seiner Truppe von einer Stadt zur andern und spielte auf Hochzeiten. Er verlebte einen vergnügten Tag, wie er es seit jeher gewohnt war ... Aber nichts währt ewiglich auf dieser Welt ... Jedes Ding hat seine Zeit ... Auch Stempenju sollte es erfahren, daß man nicht ungestraft einem brünetten Mädchen den Kopf verdreht ... Und das Unglück schreitet schnell.

Auf einer Hochzeit in einem Städtchen in Kleinrußland war's, als Stempenju — der gerade dabei

war, mit Herschele des Musikanten Tochter anzubandeln — von Mechtsche Paukenschläger mitgeteilt wurde, im Hausflur warte ein brünettes „Schechtel" mit grauen Augen auf ihn. Stempenju ging hinaus und — Frajdel, Schajke Fiedlers Tochter, kam ihm entgegen. Es wurde ihm ganz dunkel vor den Augen.

„Was kuckst du mich so an, Stempenju?" begann Frajdel, „erkennst mich nit? Sieh nur, wie er blinzelt mit den Augen. Ich bin's, Stempenju, ich, deine Braut, Frajdel, Schajke Fiedlers Tochter."

„Ha? Ich weiß," erwiderte Stempenju verlegen. „Was denn, ich weiß nit? Ich weiß, ich weiß! Wieso bist du hierher gekommen? und von wannen?"

„Wieso ich hergekommen bin? Mit de Füß, Stempenju, mit de Füß. Von wannen, fragst du? von zu Hauf'."

„Was hört man zu Hauf'? Bist du schon lange von zu Hauf'?"

„Was soll man hören? Nichts neues. Bin schon von zu Hauf' sechs oder sieben Wochen. Wir sind schon gewesen, wo du nur willst. Überall hat man uns gesagt: dagewesen und wieder wegge-

fahren. Endlich, endlich hab ich dich getroffen ... Nu, was machst du etwas?"

„Ha? ich? Garnit! Was soll ich machen? — Komm, Frajdel, was sollen wir da stehen?" ... Er holte den Überzieher und den Stock und ging mit Frajdel spazieren. Er sah sich nach allen Richtungen um, ob niemand ihn belauschen könnte, dann blieb er stehen und sprach mit fester Stimme:

„Sag mir nur, ich bitt dich, was heißt denn das?"

„Was heißt, was heißt denn das?"

„Ja, ich mein, zu was bist du hergekommen?"

„'s is a Reim! Kuck ihn einer an! Stellt sich so an, als wüßt er von gar nichts."

„Hörst du, Frajdel!" sprach Stempenju in barschem Tone, „hörst du, Frajdel, ich hab's nit gern, wenn man mit mir Späße macht! Ich frag dich, was tust du hier, und du machst Witze!"

Ein eigenartiges Feuer zeigte sich in Frajdels grauen Augen, die sie unverwandt auf Stempenju gerichtet hielt. Während sie mit der Hand die langen schwarzen Zöpfe in den Nacken warf, schickte sie sich an, Stempenju die gebührende Antwort auf seine Frage zu geben.

„Was ich tu hier, willst du wissen?" sprach

sie mit einer gewissen Feierlichkeit. „Ich bin gekommen zu dir. Bei der Verlobung hast du versprochen, nach zwei Monaten Hochzeit zu machen. Wir haben gewartet und gewartet und haben von dir keine Nachrichten bekommen, haben wir uns die Sach überlegt und sind gefahren, dich suchen, sind wir gewesen, wo die Welt hat ein Eck . . . bis endlich, endlich, Gott hat uns geholfen, und wir . . .“

„Sag mir nur, Frajdel,“ fiel ihr Stempenju ins Wort, „wer sind denn eigentlich die ‚wir‘? Du sagst in einem fort ‚wir‘ sind gefahren, ‚wir‘ sind gekommen . . .“

„Nu, wir beide, das heißt, ich und meine Mame . . .“

„Dein’ Mame!“ schrie Stempenju auf, als hätte ihn der Schlag gerührt. „Was! deine Mame is auch hier!“

„Was schreist du so, Stempenju! was denn? Ein Mädchen fährt doch nit allein! Schöne Sachen, wie ich leb! — Hör nur, Stempenju,“ fuhr sie in verändertem, sehr ernstem Tone fort. „Bilde dir nit ein, daß du vor dir ein Wickelkind hast. Ich kenne dich sehr gut, Stempenju. Bist ein großer Charlatan, verliebst dich gern in

ein Mädchen, und zwar jede Woche in ein anderes. Aber das alles macht nichts aus; alles hat seine Zeit und seine Grenze . . . Sonst bist du ein guter Charakter, hast ein weiches Herz, bist ein bildhübscher Bursche, einer unter tausenden, spielst ausgezeichnet ‚auf'n Fiedel', kannst ein Weib ernähren, deshalb will ich und werd ich mit dir heiraten, und schon in der allernächsten Zeit . . Alle deine Bemühungen, die Sache zu verhindern oder auch nur hinauszuschieben — das sag ich dir — sind umsonst . . . Umsonst deine Mühe, Stempenju! — Neig dich zu mir herunter und ich werd dir ein Geheimnis ins Ohr sagen, wirst du selbst zugeben, daß die Sach is abgemacht, 's gibt mehr kein Zurück . . ."

Und Frajdel flüsterte Stempenju etwas ins Ohr. Er erbebte an allen Gliedern, blieb steher wie versteinert und war außerstande, einen Laut hervorzubringen. . . . Frajdel hatte Recht behalten. . . . Stempenju unternahm allerdings noch einige Rettungsversuche; er zappelte wie ein Fisch im Netz und strengte alle Kräfte an, um loszukommen, aber es half ihm soviel wie einem Toter Schröpfköpfe . . . Frajdel und ihre Mutter folgten ihm überallhin wie sein eigener Schatten

Besonders fürchtete Stempenju Frajdels Mutter; sie kam ihm vor wie eine wilde Katze, stets sprungbereit, auf ihn herzufallen und ihm die Augen auszukratzen ... Und eines Morgens erwachte Stempenju und sah sich ins Ehejoch gespannt ... Da gabs kein Entrinnen mehr.

Die erste Tat Frajdels nach der Vermählung mit Stempenju war, daß sie ihren Mann dazu bewog, sich in Mazepewka dauernd niederzulassen. Wer würde denn, meinte sie, ewig ein Wanderleben führen. Schon genug gewandert und Weltreisender gewesen; jetzt sei es an der Zeit, ein Haus zu begründen, ein Heim, einen Herd, wie andere anständige Menschen auch ... Da der Klügere, will sagen der Schwächere, nachgibt, so blieb auch diesmal Stempenju nichts anderes übrig, als sich dem Willen seiner Frajdel zu fügen. Er übersiedelte mitsamt seiner Truppe nach Mazepewka, dem Wohnsitz seiner Vorfahren, und übernahm da das Erbe seines Vaters, der ein Menschenalter hindurch der Leiter der „Mazepewkaer Musikantentruppe" gewesen war ...

Frajdel, die Tochter armer Eltern, in deren Haus der Rubel ein seltener Gast war, wußte den Wert des Geldes zu schätzen. Sparsamkeit gehörte

sonst nicht zu den Tugenden der Musikanten. Der leicht verdiente Groschen wird leicht ausgegeben. Man lebt flott in den Tag hinein, trinkt ein Schnäpschen und läßt sich um die Zukunft keine grauen Haare wachsen. Das gehört zu den Traditionen der Musikanten, und so hatte es auch Schajke Fiedler seit jeher gehalten. Schajke war arm wie die Nacht, ein richtiger Bettler, aber bei alledem immer fidel. Hatte er nichts zu kauen, so machte er ein „Tänzchen" und ging schlafen; verdiente er den Rubel, so verlebte er einen vergnügten Tag, aß gut und trank noch besser. „Das Geld ist nur des Magens wegen da," pflegte er zu sagen, „und lieber dem Bäcker als dem Arzt ..." Also den Sparsamkeitssinn konnte Frajdel nicht von ihrem Vater geerbt haben. Eher schon von der Mutter. Diese hatte ihr am ersten Tag nach der Hochzeit eingeschärft, Stempenju sei ein Verdiener, ein Goldspinner, aber ein leichtsinniger Kerl, der den Rubel wie einen Bastard behandelt, sie müsse daher auf irgend eine Weise seinen Leichtsinn kurieren und sparen, sparen, sparen ... Stempenju, der ganz unter Frajdels Pantoffel stand, mußte sich's gefallen lassen, daß sie ihm nach jeder Hochzeit die Taschen leerte und seine Gelder ver-

waltete ... Und sie verwaltete sie gut ... Sie liebte das Geld und liebte Stempenju des Geldes wegen, das er verdiente. „Mein Mann," pflegte sie vor ihren Nachbarinnen zu prahlen, „mein Mann, er macht einen Strich auf der Fiedel und ein Rubelchen wird geboren ..."

Es ist nun einmal der Weltenlauf, daß, wer Geld hat, noch mehr haben will. So erging's auch Frajdel. Kaum hatte sie ein kleines Kapital beisammen, da suchte sie Mittel und Wege, es zu verdoppeln. Sie eröffnete in ihrer Wohnung eine Pfandleihe und belieh Kleidungsstücke, Silberwaren, Goldsachen, Juwelen, besonders aber einen Spezialartikel — Korallen. Da die Pfänder in den meisten Fällen nicht ausgelöst wurden, konnte sie im Laufe der Zeit einen regelrechten Korallenhandel betreiben. Das Geschäft prosperierte um so mehr, als damals in Mazepewka „Korallenschnüre" ein Modeschmuck war. Die reichsten Leute der Stadt wußten, Schnüre Korallen, schön und billig, findet man nur bei Frajdel Stempenjus.

Stempenju dagegen liebte nur zwei Dinge. sich und die Fiedel. Er war allzuviel mit sich selbst beschäftigt, seine Kleidung mußte stets tadellos sein, jedes Hosenfältchen in schönster Ordnung,

das Künstlerhaar sorgfältig geordnet. Er verbrachte öfter stundenlang vor dem Spiegel. „Junggesellenmanie" nannte es Frajdel mit einem Anflug von Bosheit . . . Nahm er jedoch seine Violine zur Hand, so vergaß er sich und die ganze übrige Welt. Die Fiedel verscheuchte jede trübsinnige Stimmung, die sich seiner zu bemächtigen drohte. Die Fiedel klagte, weinte, jauchzte, jubilierte, die Übergänge wechselten in rascher Aufeinanderfolge, bald waren es sanfte, schwelgende Töne, bald erbrauste die Violine wie in heiligem Zorne, und schließlich ging sie wieder in eine muntere, fröhliche, aufheiternde Melodie über . . . Dieses „Phantasiespiel" wirkte beruhigend auf Stempenju; es ließ ihn all die Unbill, die er in seinem Heim zu erleiden hatte, vergessen.

Seit seiner Verheiratung war das Harmonische, das Einheitliche in Stempenjus Wesen in Brüche gegangen. Man konnte nunmehr zwei verschieden geartete Stempenjus unterscheiden: Stempenju zu Hause und Stempenju in der Fremde. Stempenju zu Hause war der Untergebene Frajdels, das gehorsame Kind, das alles mit sich machen läßt. Stempenju in der Fremde war der alte muntere Geselle, der lustige Abenteurer von ehemals. Dort,

in der Fremde, hatte Stempenju eine besondere Welt, sein eigenes „Weltchen", zu welchem Frajdel keinen Zutritt hatte.

In diesem „Weltchen" hatte nun die schöne Ruchele seinen Weg gekreuzt. Die Begegnung mit Ruchele war das größte Ereignis in Stempenjus Leben. Stempenju hatte im Leben viel geliebt, aber immer war seine Gedächtnisschwäche stärker als seine Liebe. Diesmal jedoch war es ganz anders. Schon bei der ersten Begegnung überkam ihn ein Gefühl, wie er es noch nie empfunden hatte. Die blauen Augen Rucheles entfachten in seinem Herzen jenes Feuer, das nicht so leicht verloschen werden kann. Diese Liebesgeschichte fing auch ganz anders an als die früheren. Liebesangelegenheiten pflegte Stempenju in der Regel mündlich zu erledigen; jetzt versuchte er es auf schriftlichem Wege. Er schrieb — auf Notenpapier — den ersten Liebesbrief. Im Schweiße seines Angesichts schrieb er ihn; das Schreiben war für ihn eine Holzhauerarbeit. Wir wollen ihm dies keineswegs als Mangel anrechnen. Ist denn ein Künstler verpflichtet, auch schreiben zu können, zumal wenn er das Schreiben nicht gelernt hat? (Stempenju erlernte erst in spätern Jahren dieses „Hand-

werk"!) Was Wunder, daß seine Feder ein wenig stumpf war.

Einige Tage trug Stempenju den Brief in seiner Tasche, ohne zu wissen, auf welche Weise er ihn der schönen Ruchele übermitteln könnte. Der langersehnte Sabbatnachmittag war gekommen. Stempenju spazierte auf der Berditschewer Gass', in der Hoffnung, dort Ruchele zu begegnen. Viele junge Frauen waren da, Mädchen gingen auf und ab, warfen Stempenju Blicke zu, lächelten, erröteten — ganz Mazepewka war auf der Berditschewer Gass', nur eine fehlte — Ruchele! Das Briefchen in der Tasche ließ ihm keine Ruhe. Fast unbewußt schritt er in die Gasse, wo Eisik Naftali wohnte. Ein Fenster stand offen. An diesem saß, wie erinnerlich, Ruchele in Gedanken versunken und brummte ein trauriges Liedchen vor sich hin. Er näherte sich dem Fenster mit dem üblichen Gruß „Gut Schabbes!", den er zweimal wiederholte, und überreichte ihr jenes Stück Notenpapier, das Stempenjus Liebesgeständnis enthielt.

XII.
Die stille, helle Nacht.

Ruchele hielt lange den Brief in der Hand und wußte nicht, was damit anzufangen. Sie wollte ihn zum Fenster hinauswerfen, überlegte sichs aber, faltete ihn wieder zusammen und steckte ihn in die Tasche.

Ein Gefühl der Empörung und des Zornes regte sich in ihrem Innern. War das nicht eine Frechheit von einem Musikanten, an sie, Eisik Naftalis Schwiegertochter, einen Liebesbrief zu richten? Diese Anmaßung muß gesühnt werden. Sie müsse ihn aufsuchen und ihn unter vier Augen fragen, wie er dazu komme, an sie zu schreiben? Wer hätte ihm das Recht oder die Veranlassung dazu gegeben? Wer ist er und wer ist sie? . . . Sie begann ernstlich darüber nachzusinnen, auf welche Weise sie mit ihm allein zusammenkommen könnte, um ihm alles dies zu sagen. Ein Gedanke blitzte plötzlich in ihr auf.

„Hört Ihr, Schwieger," sagte sie eines Tages zu Dwosche Malke, „wenns nit teuer kosten sollte,

hätte ich Lust, mir einige Schnüre Korallen zu kaufen, gute, schwere Korallen."

„Nu, ich hab dir doch schon einigemal gesagt, geh zu Frajdel Stempenjus und wähl dir dort aus, was dein Herz gelüstet; wenn du willst, geh ich mit dir jetzt hin; mir zulieb wird sie dir nit teuer rechnen."

Sie gingen zu Frajdel Stempenjus.

„Mit Gotts Hilf' kommt!" begrüßte Frajdel die Kommenden. „Was macht Ihr etwas, Dwosche Malke? Ich hab schon seit lange ein Aug' auf Euch."

„Was denn, Frajdel?"

„Was denn, fragt Ihr? Nu, ich mein, 's is schon mehr als ein Jahr, daß Ihr hergebracht habt Eure Schnur, so 'ne Perle, und bis jetzt seid Ihr noch nit bei mir gewesen, um etwas für sie auszuwählen. 's paßt nit für Euch, Dwosche Malke, 's is wirklich a Schand'!"

„Ihr habt sicher recht, Frajdel, aber was bin ich schuldig, meine Schnur wollte keine Korallen nit."

„Da habt Ihr wieder neues! Was heißt, sie wollte keine Korallen nit? Seit wann will man bei Euch oder man will nit! Bei mir muß man wollen."

Frajdel holte eiligst eine grüngefärbte Kiste herbei, aus der sie Schnüre Korallen in verschiedener Größe herausnahm.

„Seht Ihr, Dwosche Malke," sagte sie, indem sie die Schnüre Korallen vorzeigte, „wenn Ihr meinen Rat hören wolltet, würd ich Euch für Eure Schnur hier diese Schnüre Korallen empfehlen. Ich soll so von allem Schlechten behütet werden mit Euch zusammen, ob man braucht neben diesen Korallen noch Perlen! Legt sie nur, seid so gut, um den Hals — so! . . . Soll ich schon so ein Jahr haben, wie gut sie stehen Euch. Sie kleiden Euch zum Gesicht. Sagt Ihr selbst, Dwosche Malke!"

Frajdel zog aus der Kiste einen kleinen Handspiegel und stellte sich Ruchele gegenüber. Frajdels grüne Augen funkelten unheimlich; auf die Stirn traten ihr die Schweißtropfen.

„Und Euer Stempenju tut seines," sagte Dwosche Malke und zeigte mit dem Finger in ein Zimmer, aus dem Töne einer Violine hervortönten.

„Ja, er spielt dort," antwortete Frajdel, immer neue Schnüre Korallen vorzeigend. Zwischen Dwosche Malke und Frajdel entspann sich bald ein längeres Gespräch.

Ruchele saß schweigend zur Seite und hörte kein Wort von der ziemlich laut geführten Unterhaltung ihrer Schwiegermutter mit Frajdel; sie lauschte einem andern Gespräch, anderen Stimmen, anderen Worten. Stempenjus Violine sprach zu ihr; sie sprach Worte, die tief ins Herz dringen. Erst als die Fiedel verstummte und Stempenju sich in der Tür zeigte, erhob sie sich von ihrem Ort ... Stempenju blieb wie angewurzelt auf der Schwelle stehen. Ruchele wandte sich zur Schwiegermutter und gemahnte sie aufzubrechen. Dwosche Malke sprang von ihrem Sitz auf.

„Seht nur, wie wir uns verplaudert haben! — Nu, was verlangt Ihr, Frajdel, für die Korallen? Ihr dürft nit teuer berechnen, Frajdel, mich müßt Ihr reell behandeln."

„Reell, was reell heißt, Dwosche Malke. Soll ich am ersten Bissen Brot ersticken, wenn ich Euch belüge. Sosche hat mir achtzehn Rubel geben wollen, soll ich so gesund sein mit meinem Mann, und ich wollte nit — ich denk mir, Sosche is Sosche und Ihr seid doch Dwosche Malke, ich verkauf sie Euch mit fünfzehn Rubeln. Ich verdien dabei gar nichts.

„Ach, fünfzehn, wer spricht von fünfzehn, zwölf

werd' ich Euch geben, zwölf Rubel bares Geld."

„Gesund sollt Ihr sein, Dwosche Malke, dingt Euch nit!" schrie Frajdel in großer Erregung und ergriff Dwosche Malkes beide Hände.

Während die Frauen miteinander feilschten, wurde zwischen Ruchele und Stempenju ein leises Gespräch geführt.

„Ich wollt Euch was sagen, Stempenju."

„Ich hab Euch auch was sagen wollen, Ruchele."

„Ihr habt mir schon gesagt."

„Wann?"

„In dem Brief."

„Aber wenig."

„Viel zuviel."

„Nit den hundertsten Teil."

„Ihr irrt Euch."

„Ich schwör Euch bei meinem Leben! — Wo könnt ich Euch sehen?"

„Ich weiß nit. Wo könnten wir uns sehen?"

„Nur am Abend."

„Wo?"

„In der Monastersker Gass'."

„Wann?"

„Am Schabbesabend. Ihr könnt von jener Seite des Monastersker Gartens kommen."

„Ich kann nit, ich will nit."

„Ihr müßt, Ruchele, ich bitte Euch, einen Augenblick nur, kommt dorthin . . . ich werd dort warten . . . am Schabbesabend."

„Ich komm nit."

„Ihr kommt, Ruchele, Ihr kommt . . ."

„Nu, Tochter," sagte Dwosche Malke zu Ruchele gewendet, „wir gehn nach Hause. Ich hab die Korallen für dreizehn Rubel gekauft. — Ich hab gar nit gewußt, Frajdel, daß Ihr so gut handeln könnt."

„Dwosche Malke, tut nichts, Ihr versteht Euch ganz gut zu dingen. Guten Tag! Geht mit Gesundheit! Tragt's mit Gesundheit!"

„Auf Krücken soll sie gehen," sagte Frajdel zu Stempenju, nachdem sie die Tür hinter ihnen zugemacht hatte, „hat sie mich aber schwitzen lassen, und sie, die Schnur, das weiße Kalb sitzt da und schweigt; die Korallen stehen ihr so wie einem Schwein Glaskorallen."

Als Ruchele nach Hause kam, führte sie die Schwiegermutter zufrieden lächelnd zu Eisik Naftali und zeigte ihm die Korallen.

„Wie gefallen dir, Eisik Naftali, diese Korallen? — Sie sind sehr billig."

Eisik Naftali näherte sich seiner Schwiegertochter, betrachtete eingehend die Korallen, wie ein Sachverständiger, rieb sich die Nase, und fragte:

„Was hast du gezahlt für sie? wieviel?"

„Rat du mal, du bist doch auch ein Kaufmann, nu, rat mal!" sagte Dwosche Malke und lächelte.

„Ich weiß nit, ob teuer, ob billig?"

„Ich sag dir doch billig, Schaute,* billig wie bei einem Dieb. Denk dir, ich hab mich heiser geredet, bei diesem Musikantenweib. Feilschen tut sie wie eine Obsthändlerin ... Und ein Mundstück besitzt die — die speit Schwefel und Pech, wenn sie mit einem Kunden spricht ... Nu, was schweigst du, Eisik Naftali? Zeig mal deine Kennerschaft! Was zum Beispiel dürften solche Korallen kosten?"

„Was diese Korallen kosten?" antwortete Eisik Naftali und griff sich an den Bart. „Die Korallen dürften kosten — na, wart mal, ich will dir akkurat sagen — billig, sagst du, du sagst billig? — wenn billig, dann kosten sie ungefähr 6½ Rubel, aber wert sind sie sieben."

* Schaute = Narr.

„Schaute!" platzte Dwoschе Malke heraus mit einer Stimme, daß Eisik Naftali erschrocken zurückwich. „Schaute! Rindvieh mit Pferdekopf! Solche Korallen 6½ Rubel? Meschugener! Ein Stummer hätte dies nit in einem ganzen Jahre ausgesprochen. Hast du Augen oder nit? Nu, sieh mal nochmals an, du abgerissener Narr!"

Sie nahm Ruchele an der Hand und führte sie näher zum Schwiegervater. Sie hob ihr den Kopf ein wenig in die Höhe, damit er die Korallen besser betrachten kann. Eisik Naftali, von der Strafrede seiner Frau eingeschüchtert, rieb sich abermals die Nase; er blinzelte mit den Augen und schwieg. In diesem Moment kam ein neuer „Schätzer", Moschе Mendel. Er betrachtete die Korallen viel länger als sein Vater, musterte jedes Schnürchen extra und meinte schließlich, sie seien höchstens ein Dreierl* wert. Auf einen solchen Schlag war Dwoschе Malke gar nicht gefaßt.

„Auch a Kaufmann!" schnauzte sie ihn an. „Versteht soviel wie sein Vater. Warum ein Dreierl, Söhnchen! warum nit weniger?"

„Mehr sind sie nit wert, Mame. Kannst dir

* Dreierl = drei Rubel.

denken, ich hab schon mal gesehen Korallen, gute, echte Korallen . . ."

Vater, Mutter und Sohn stritten den ganzen Tag hindurch wegen der Korallen. Dwosche Malke fluchte dem Musikantenweib, die es wagen konnte, sie dermaßen zu betrügen, meinte aber, an allem sei doch nur der alte Schaute schuld, der sich auf Korallen nicht verstehe und sie — ausgerechnet! — mit 6½ Rubeln geschätzt habe.

Die ganze Szene widerte Ruchele an. Sie verschloß die Korallen in ein Kästchen, fest entschlossen, sie nie mehr in ihrem ganzen Leben anzulegen. Besonders war sie darüber geärgert, daß Mosche Mendel mit seiner Mutter herumstritt, statt auf sie zuzukommen und ihr, wie es die Sitte verlangt, ein „Trag's mit Gesundheit!" zuzurufen.

Inzwischen war es Abend geworden. Mosche Mendel eilte ins Bethhamidrasch, um an einem Sijum* teilzunehmen. Er blieb dort bis nach Mitternacht.

Ruchele verbrachte den Abend sehr ruhelos;

* Sijum = Schlußfeier. Wenn im Bethhamidrasch das Studium eines Talmud-Traktats vollendet ist, wird von den Lernenden ein „Sijum" veranstaltet.

sie befand sich in einem höchst aufgeregten Zustande. Eine Fieberröte bedeckte ihr Gesicht, im Kopf ging's ihr wie ein Mühlrad herum und es klang ihr in den Ohren ... Sie ließ das Abendbrot trotz der zudringlichen Mahnungen der Schwiegermutter unberührt liegen. Sie ging auf ihr Schlafzimmer, legte sich ins Bett, und unversehens flossen ihr die Tränen aus den Augen, warme, heiße Tränen.

Ruchele weinte! Sie wußte nicht, daß sie weinte, daß ihr die Tränen auf die Wangen rollten. Sie fühlte sich elend. Sie litt unsäglich unter der maßlosen Liebe ihrer Schwiegermutter und unter der Gleichgültigkeit ihres Mannes. Was für eine Rolle spielte sie in seinem Leben? sie mit ihrer Schönheit und Gutmütigkeit und Ehrenhaftigkeit und Treue? Was galt sie ihm?... Dazu kamen noch die Aufregungen der letzten Tage. Was hatte sie nicht alles durch Stempenju zu leiden? Sie, die fromme Ruchele, die ihr Leben lang kein Haarbreit von der guten Jüdischkeit abgewichen ist, die alles tut, was geschrieben steht, sie, die verheiratete Frau, sitzt nun da und denkt an einen „Fremden", erhält Briefe von ihm, verabredet mit ihm eine heimliche Zusammenkunft.

und empfindet nicht einmal Gewissensbisse? Im Gegenteil, sie fühlt sich sogar zu diesem „Fremden" mächtiglich hingezogen ... sie trägt stets Verlangen danach, sein Geigenspiel zu hören und ihm dabei in die schwarzen Augen zu blicken ...

Ruchele griff sich mit beiden Händen an den Kopf; sie hörte das Hämmern der Schläfen, das Pochen des Herzens ... Ein Angstgefühl überkam sie. Sie zog die Decke über den Kopf. Sie gedachte der Liebesgeschichte Chaje Ettels mit Benjamin und ein Frösteln ging durch ihren ganzen Körper ... Sie steckte den Kopf hinter der Decke wieder hervor und — bekannte Töne drangen an ihr Ohr, bekannte Töne einer bekannten Violine. Zunächst glaubte Ruchele, es sei bloß Täuschung, Einbildung; aber die Töne wurden immer stärker, die Musik kam immer näher. Sie hörte jetzt deutlich jenen Marsch spielen, mit dem gewöhnlich die Mechitonim von den Musikanten nach Hause begleitet werden. Ruchele erkannte auch Stempenjus Bogenführung auf der Violine; sie zweifelte nicht mehr daran, daß Stempenju von irgend einer Hochzeit die Mechitonim nach Hause begleitete. Aber wie kommt er denn hierher? In dieser Gasse war heute keine Hochzeit, keine

Mechitonim logierten hier! Was sollte das alles bedeuten? Die Musik zog immer näher, das Paukengeschmetter wurde immer stärker und Stempenjus Fiedel ergoß sich in reichen, süßen, melodischen Tönen . . .

Ruchele sprang aus dem Bett. Sie öffnete das Fenster und blickte, den hellen Oberkörper nach vorn übergebeugt, ins Freie.

Es war eine herrliche Nacht. Der Mond spazierte mitten im Himmel, von einem tausendfältigen Sternenkranz umgeben. Die Luft war warm, leicht und frisch. Kein Windchen wehte. Die hohen Pappeln im Monastersker Garten standen unbeweglich wie die Soldaten auf der Wache. Ein frischer, erquickender Grasduft stieg aus dem Garten empor. — In dieses herrliche Nachtbild paßte die schöne Ruchele ausgezeichnet hinein — die schöne Ruchele mit dem schlanken weißen Hals, auf den ihr weiches blondes Haar wellenartig herunterfiel, Ruchele mit den blauen Augen, so blau wie der Himmel, mit dem leuchtenden Antlitz, so leuchtend wie die helle, leuchtende Nacht . . .

Die Musikanten rücken immer näher. Sie spielen so traurig wie bei einem Leichenbegängnis — einen Trauermarsch . . . In dieser stillen,

hellen Sommernacht klingen die Töne aus Stempenjus Violine viel eindringlicher, packender ... sie dringen ins Herz ... ins Innere der Seele ... Ruchele steht halbnackt am Fenster und lauscht; sie will das Fenster zuschlagen, ins Zimmer flüchten, aber wie ein Magnet zieht es sie an ... Sie blickt in die Nacht hinaus und lauscht den zauberhaften Tönen ... Sie glaubt, keine Violine zu hören ... Es ist ihr, als stünde „er" selbst vor ihr und spräche zu ihr und flehte und weinte ... In dieser stillen, hellen Sommernacht lauschte nicht allein Ruchele Stempenjus Melodien: der Mond und die Sterne, die reine, frische Luft, die hohen Pappeln im Garten, die ganze Natur mit ihren Geschöpfen erwachten aus dem Schlafe, hielten einen Augenblick inne, um den sonderbaren Klängen zu lauschen, die in stiller heller Nacht die ganze Gegend mit einem Mysterium erfüllten. Die Nachtigall im Monastersker Garten, von den Tönen der Musik erweckt, versuchte ihren Triller in die Höhe steigen zu lassen; der Hahn, der, vom Spiel der Musikanten aufgeschreckt, der Ansicht war, der Tag sei angebrochen, ließ ein kreischendes Kikeriki vernehmen; von ferne schlug ein Hund an; Dwosche Malkes Kuh stellte für einen Augen-

blick das Kauen ein und begann zu blöken; zwei Ziegen erhoben sich vom Boden und reckten das Geweih. So lebte alles auf bei der zauberhaften Musik in der stillen, hellen Sommernacht.

Ruchele stand lange am Fenster. Sie konnte sich nicht fortbewegen. Sie stand und lauschte mit allen Sinnen und trank die frische Luft und blickte hinauf zum gestirnten Himmel und gedachte der Sommernacht, in der sie als Mädchen auf der Schwelle vor dem Hause gesessen und Liedchen gesungen hatte. Damals hatte sie die Liedchen nicht verstanden; jetzt verstand sie ihren Inhalt, ihren Sinn ... Sie fühlte, wie wenn sie etwas hinausdränge ins Freie, in die frische Luft; hier im Zimmer war's doch so eng, stickig, heiß, eklig ... Ruchele erinnerte sich an jenes traurige Liedchen, das sie als Mädchen in einer hellen Sommernacht gesungen:

Beim Breg* Wasser tu' ich stehn
Und kann zu dir nit kummen,
Oj, vun weiten rufst du mich —
Ich kann aber nit schwummen! —
Oj, vun weiten rufst du mich,
Ich kann aber nit schwummen! ...

* Beim Breg = Am Ufer.

„Bun weiten?" — Er ist doch so nahe! Da ist er ja, Stempenju mit seiner Fiedel, mit seinen langen Haaren, mit seinen schwarzen, flackernden Augen, die stets auf sie gerichtet sind! ... Sie möchte ewig neben ihm stehen, ewig den Tönen seiner Violine lauschen, ewig in seine schwarzen Augen blicken ...

Eines konnte Ruchele nicht begreifen: wie kommt er denn jetzt, in der Nacht, hierher, — Stempenju mit seiner Fiedel? Was hat er denn hier mit den Mechitonim zu suchen? Es kam ihr in den Sinn, daß heute in der Schulgasse eine Hochzeit stattfand. Von der Schulgasse bis zu Eisik Naftalis Haus mußte man mindestens zehn Gassen passieren. Und wie kommen mit einem Male die Mechitonim her? Das war ihr ein Rätsel, dessen Lösung sie nicht finden konnte. Erst als die Musikanten und die Mechitonim ganz nahe kamen und Stempenju mit seiner Fiedel sich dicht vor ihrem Fenster postierte, ging ihr ein Licht auf. Erst jetzt begriff sie, daß es ein Kniff war von Stempenju, der mit seinem Spiel die Gesellschaft behexte und mit ihr diesen langen Umweg machte ... Und weshalb tat er das? — Ihretwegen ... ihretwegen ... Der Gedanke erfüllte sie anfangs mit

Freude; sie lächelte vergnügt. Bald jedoch stieß sie einen Schrei aus: es kam ihr nämlich erst jetzt zum Bewußtsein, daß sie am Fenster halbnackt dasteht, mit entblößtem Hals, mit aufgelöstem Haar ... Sie sprang rasch vom Fenster weg, verkroch sich ins Bett, die Decke über den Kopf ziehend ...

„Weh ist mir," dachte sie, „wozu man's bringen kann, wenn man nicht bedenkt, wer man ist! In der Nacht halbnackt am Fenster stehen, vor lauter Mannsleuten! Mit solchen Dummheiten sich befassen, solch' scheußlichen Gedanken nachhängen! ... Stempenju, — es gehört in der Tat ein Mut dazu, eine Gemeinde von Juden durch zehn Gassen zu schleppen! Und wozu! Weswegen? Es gehört eine Chuzpe* dazu, so etwas zu tun! Was gibt ihm das Recht, so frech vorzugehen? ... Ich muß ihn das fragen, es muß einmal ein Ende nehmen, er will mich unglücklich machen! ... Ich muß mit ihm sprechen. Wann, sagte er? Sabbatabend auf der Monastersker Gass'. — Gut. Ich geh' hin. Was hab' ich zu fürchten? Wen hab' ich zu fürchten? Ich fürchte nur einen Gott! ... Heißt das ein Unglück, eine Hexerei! ... Nicht umsonst erzählt man von seinen ‚Liebestropfen'! ... Ich bin selbst

* Chuzpe = Frechheit.

schuld daran, ich selbst, ich hab ihm den Weg gezeigt ... Wenn Mosche Mendel jetzt da wäre, ich würde ihm jetzt alles erzählen ... Aber wo ist er? Was kümmert ihn, daß ich mich plage? ... Ach, man muß das ‚Schma leienen',* solch' böse Gedanken kommen einem, wenn man das Schma nicht leient: — ‚Auf deine Hilfe hoffe ich, o Gott; ich hoffe, o Gott, auf deine Hilfe; o Gott, auf deine Hilfe hoffe ich!' — — —"

Ruchele vergrub den Kopf in die Kissen, um die zauberhafte Musik nicht zu hören. Durchs Fenster drangen einige gedämpfte Töne von Stempenjus Violine ins Zimmer; aber die Klänge wurden immer schwächer, stiller, entfernter ... Und Ruchele leiente das Schma: „Auf deine Hilfe hoffe ich, o Gott; ich hoffe, o Gott, auf deine Hilfe; o Gott, auf deine Hilfe hoffe ich!"

Stempenjus Fiedel verstummte. Der letzte Klang der Musik verhallte ... Alles war wieder ruhig ... Leise senkte sich der Schlaf auf Rucheles Lider ... Kaum hörbar murmelten ihre Lippen: „... Auf deine Hilfe ... hoffe ich ... hoffe ich ... auf ... deine ... Hilfe ..."

---

* Schma leienen = das Abendgebet verrichten.

Ruchele schläft.

Ruchele träumt: Stempenju legt um ihren Hals Schnüre Korallen ... Auf der einen Seite steht der Schwiegervater in Talles und Tfillin, und Frajdel schlägt ihn, gibt ihm Ohrfeigen ... Mosche Mendel ist betrunken und reitet auf einem Besen, und Stempenju legt um ihren Hals Schnüre Korollen ... Auf der andern Seite steht Chaje Ettel, festlich gekleidet wie eine Prinzessin; sie lächelt freundlich und zündet viele Lichter an. „Was tust du, Chaje Ettel?" fragt Ruchele, „warum zündest du so viele Lichter an?" — „Was für 'ne Frage?" antwortet Chaje Ettel lachend, „es ist doch Freitagabend!" — Ruchele blickt in die Flamme der Kerzen, und Stempenju legt um ihren Hals Schnüre Korallen ... Er steht neben ihr so nahe, daß sie ihn atmen hört; sie blickt in seine schwarzen, flackernden Augen, die eine wohltuende Wärme ausstrahlen; Ruchele lacht, singt, und Stempenju legt um ihren Hals Schnüre Korallen ... Plötzlich verlöschen die Lichter, alles verschwindet. Es wird kalt wie in einem Keller, finster wie in einem Grab ... Der Wind pfeift ... eine Fiedel weint ... jemand schluchzt ... Chaje Ettel schluchzt; sie betrauert ihre jungen Jahre, die

dahinschwanden wie ein Traum, sie weint um Benjamin, der sie so schnöde verlassen, vergessen ... Chaje Ettel weint und jammert und murmelt Gebete und — verschwindet ...

XIII.
Ruchele und Stempenju.

In Mazepewka existiert ein Monaster, ein Kloster, ein uraltes Gebäude, das angeblich von dem Begründer der Stadt, von Mazepew, erbaut worden ist. Eine hohe weiße Mauer umringt das Monaster von allen vier Seiten. Auf der einen Seite der Mauer befinden sich die großen Gewölbe der Stadt; auf der anderen Seite sind tiefe Keller, die einst die Waffenlager der Raubkrieger, der Hajdamaken bildeten, jetzt aber zur Ablagerung von Äpfeln, Kartoffeln und ähnlichen Gegenständen benutzt werden; die dritte Seite der Mauer ist von hohen Pappeln geschützt, die in den Monastersker Garten führen; und die vierte ist morsch und eingefallen. Ihr gegenüber befinden sich viele Häuschen, und der schmale Durchgang, der zwischen der alten Mauer und den niedrigen Häuschen vorhanden ist, wird die „Monastersker Gass'" genannt.

Dort, in der Monastersker Gass', in einem

Winkel, wo einige hohe Bäume stehen, war der Rendezvousplatz — für Ruchele und Stempenju

Sabbatnachmittag. Eisik Naftali, Dwosche Malke und Mosche Mendel ruhen aus am Ruhetag des Herrn. Sie liegen und schlafen wie an jedem Sabbatnachmittag. Nur Ruchele sitzt am Fenster und vor ihr liegt ein aufgeschlagenes Buch, das Zeenah Ureenah, das Buch der biblischen Geschichte, das bekannte Erbauungsbuch der jüdischen Frau im Ghetto.

Ruchele hatte das Buch zur Hand genommen, um ihre Nerven zu beruhigen. Denn es war ein Tag voll innerer Aufregungen und seelischer Qualen . . . Sie suchte daher in der Frauenbibel eine Beruhigung. Sie schlug das Buch auf und ihr Blick fiel merkwürdigerweise auf die folgenden Verse: „Und Dinah, die Tochter Leahs, die sie Jakob geboren hatte, ging heraus, die Töchter des Landes zu sehen. Da sah sie Sichem, Hamors Sohn, des Heviters, der des Landes Herr war, und er gelüstete nach ihr und nahm sie mit Gewalt. Und sein Herz hing an ihr und er hatte das Mägdelein lieb und er redete freundlich mit ihr."

Rucheles erhitzte Phantasie sah das biblische

Paar, Dinah und Sichem, leibhaftig vor Augen. Dinah hatte einen schlanken weißen Hals und himmelblaue Augen, und Sichems Haar war pechrabenschwarz wie die Nacht und seine Augen glühten in einem verzehrenden Feuer. Ruchele kam sich selbst als Dinah vor, die hinauszieht auf die Monastersker Gass', da kommt Sichem, Stempenju; er sieht sie und gelüstet nach ihr und nimmt sie mit Gewalt; sein Herz hängt an ihr, er hat sie lieb und er redet freundlich mit ihr. — — — Bald wechselte das Bild und sie sah Chaje Ettel mit ihrem Benjamin . . . Benjamin kniet vor ihr und schwört ihr ewige Treue . . . und Chaje Ettel weint und glaubt ihm nicht. — — — Auch dieses Bild verschwand. Ruchele durchzuckte plötzlich der Gedanke: Ich muß ihn heute sprechen, und wenn die Welt zugrunde geht! Ich muß! ich kann nicht anders! . . .

Ruchele blickte auf die Monastersker Gasse. Die hohen Pappeln standen stolz und unbeweglich. Hier und da ließ sich das Gezwitscher eines Vögleins vernehmen. Die Schatten begannen zu schwinden. Der Tag ging zur Neige. Rucheles Gedanken schweiften hinüber nach jener Seite des Monastersker Gartens, wo „sie" heute zusammen-

kommen werden. Ihr Herz pochte, ihre Wangen glühten, sie zitterte am ganzen Körper . . .

Es dunkelte. Am Himmel zeigten sich die ersten Sternlein. Eisik Naftali und Mosche Mendel waren bereits aus dem Bethaus gekommen, „kredenzten der Prinzessin Sabbat den Abschiedstrunk" (Habdalah) und sangen das übliche Abschiedslied, das mit dem Refrain „Elijahu der Prophet, Elijahu der Tesbiter" endigt. Hierauf setzten sie sich an den Tisch und vertieften sich in die Geschäftsbücher, lasen die am Sabbat eingelangten Geschäftsbriefe, kontrollierten die Rechnungen . . . Dwosche Malke begab sich in die Küche, einen Vorschtsch zu kochen für das „Abschiedsmahl zu Ehren der Prinzessin Sabbat", Melawe Malka . . . — — —

Zur selben Zeit spazierte auf der Monastersker Gasse Stempenju in großer Erregtheit. Er ging auf und ab, auf und ab. Ein unheimliches Feuer loderte in seinen Augen. Das lange pechrabenschwarze Haar wallte ihm wild auf die Schultern herab. Auch seine Fiedel hatte er jetzt nicht unterm Arm. Die Gasse war leer. Niemand war zu sehen. Zuweilen blieb Stempenju, an einem Baum gelehnt, stehen, und erhob den Blick zu dem be-

stirnten Himmel. Das dauerte eine Minute. Dann setzte er die Promenade weiter fort.

Stempenju befand sich in einer solchen Erregung, daß er nicht bemerkte, wie eine weiße Gestalt in die Richtung der Monastersker Gasse schwebte. Es war eine junge Frau, in einen weißen Shawl gehüllt. Sie ging eiligen Schrittes und blickte sich scheu nach allen Seiten um. Ihre Hände zitterten, die Brust hob und senkte sich in raschem Tempo. Als sie Stempenju gewahrte, stürzte sie auf ihn los mit den Worten:

„Wie kommt Ihr dazu, frag' ich . . ."

„Ach, Ruchele, wie hast du mich erschreckt!" rief Stempenju freudig aus. Er ergriff ihre beiden Hände und blickte ihr tief in die Augen.

Der Abend war herrlich. Am klaren Himmel glitzerten tausende von Sternlein. Die hohen Pappeln standen aufrecht da, schweigsam, wie in Andacht versunken. Nur aus den Ästen klangs hervor wie ein Liebesgruß aus fernen Sphären. Unter einem der Monastersker Bäume saßen Ruchele und Stempenju dicht nebeneinander. Ein zaubervoller Abend, durchflutet von Luft und Schönheit, von Lebenswonne und Liebesrausch. An einem solchen Abend schwindet jede Angst, jede Furcht;

Flügel wachsen einem aus, man fühlt sich frei, frei, man möchte fliegen, fliegen ... Stempenju legte seine Hände auf Rucheles Schultern. Sie erbebte. Sie wollte zurückweichen, ließ ihn aber gewähren. Sie wendete ihm ihre blauen Augen zu und zwei Perlentropfen rannen ihr die Wangen hinunter.

„Du weinst, Ruchele", fragte Stempenju gerührt.

„Ach, Stempenju, mir is so gut hier ... neben ... Euch ... neben ... dir ... Warum bin ich ... warum bin ich nit jene ... jene, die mit Korallen handelt?"

„Das frag' ich ja auch," sagte Stempenju und schloß sie in seine Arme. „Das schrei' ich ja eben, warum bist du nit lieber meine! Ich lieb' dich so! ich sterbe! Ich bin krank, wenn ich dich nit seh'! Ruchele, sag mir doch, mein Schatz, meine Seele, du bist ja meine, Ruchele? du bist ja meine!"

„Was heißt, ich bin deine, Stempenju? Wieso kann ich die deine sein?"

„Du bist meine, verstehst du mich, mein Herz, du bist mein, weil ich bin dein, dein auf ewig, bis ins finstere Grab bin ich dein, mein Leben!"

„Benjamin hat auch so gesagt ... er hat geschworen ... und am End ..."

„Was für Benjamin?" fragte Stempenju und

sah sie an wie man ein kleines Kind ansieht, wenn es Dummheiten spricht. „Von wem sprichst du, meine Seel!“

„Benjamin, Chaje Ettels Stiefbruder. Meine Freundin Chaje Ettel war eine Waise und hatte einen Stiefbruder, der hieß Benjamin — er schwor ihr ewige Treue . . . und am End . . . Chaje Ettel is jung gestorben . . . sie hat mir alles erzählt . . . sie steht jetzt vor meinen Augen . . . ich seh sie am Fenster sitzen, ich sing ihr Liedchen und sie weint und flüstert: ‚Glaubs ihnen nit, glaubs ihnen nit, den Mannsleuten!‘“

Ruchele erzählte ihm von ihrer Freundin Chaje Ettel und Stempenju küßte ihr die Hände, streichelte ihr das blonde Haar und blickte ihr tief in die Augen . . . und Ruchele erzählte ihm von Chaje Ettel, die jung gestorben, die an der Sehnsucht nach Benjamin zugrunde gegangen ist . . .

„Wozu nützt dir das, mein Herz, mein Kätzchen, wozu brauchst du davon reden, am Abend sich an solche Dinge erinnern! Sieh mich lieber an mit deinen schönen, leuchtenden Augen . . .“

Kaum hatte Stempenju das letzte Wort ausgesprochen, da entwand sich Ruchele plötzlich seinen Armen. Sie sprang von ihrem Sitz auf und warf

ihm einen Blick zu, daß Stempenju erschreckt aufsprang

„Gott is mit dir, Ruchele! was is dir geschehen?

Er wollte sie in seine Arme schließen, aber sie stieß ihn mit voller Wucht von sich. Zähneklappernd flüsterte sie

„Siehst du nit? da is sie ja! hier steht sie ja! Sieh 'mal her! hier . . ."

„Wer steht? wo steht? besinne dich! hier hast du meine Hand!"

„Aj, laß mich! laß mich, Stempenju! Laßt mich! Ihr seht ja hier . . . da steht sie ja . . . in Weiß gehüllt . . . da is sie ja! . . . Ach, Chaje Ettel! Chaje Ettel! . . . Aj, laßt mich! laßt mich! . . . Was für eine Frechheit!" . . .

Ruchele verschwand im Schatten der Bäume. Stempenju sah nur von ferne zwei Enden von ihrem weißen Shawl. Sie flatterten im Winde umher. Sie sahen aus wie zwei weiße Flügel . . .

XIV.
Gerettet.

Als Ruchele nach Hause kam, empfand sie das unwiderstehliche Bedürfnis, alles zu erzählen, wo sie gewesen und mit wem sie zusammengekommen ist. Aber sie fand alle Familienmitglieder um den Tisch versammelt und einige Gäste dazu. Das schüchterte sie ein. Auf dem Tisch stand ein kochender Samovar. Die Versammelten waren in ein eifriges Gespräch vertieft; man sprach von geschäftlichen Angelegenheiten, vom morgigen Jahrmarkt, von allgemeinen politischen Dingen.

„Ich werd mich morgen auf dem Jahrmarkt mit meinen Schnittwaren nit hinstellen," sagte ein untersetztes Jüdchen. „Soll's die Erd verschlingen! Ich hab die Jahrmärkte satt, nur Ärgernisse und Herzweh hat man von ihnen."

„Warum?" mischte sich Dwosche Malke ins Gespräch. „Ich begreif nit, warum Ihr auf die Jahrmärkte so schlecht zu sprechen seid? Vor acht Tagen sah ich gerade vor Eurem Kramladen viele Kunden. Allen jüdischen Kaufleuten nit ärger! Ihr habt, scheint's, gute Losung gehabt."

„Bei dir heißt ja alles gute Losung", erwiderte Eisik Naftali kurz.

„Ich wünsch mir keinen ärgern Jahrmarkt als den vor acht Tagen," nahm nun Mosche Mendel das Wort und kontrollierte dabei eine Rechnung. „Ich versteh nit, zu was man's zu leugnen braucht."

„Das is ja die Sach", versuchte das untersetzte Jüdchen zu widersprechen, „wenn Ihr zehn Gojim beisammen seht, glaubt Ihr schon, man macht a Bombengeschäft."

„Wißt Ihr was?" rief ein jüngerer Grünschnabel dazwischen. „Was kümmert uns jetzt der Jahrmarkt; dafür is doch der morgige Tag da. Laßt uns lieber über etwas Wichtigeres reden."

Die Gesellschaft akzeptierte einstimmig diesen vernünftigen Vorschlag. Der Samowar kochte und dampfte, die Männer steckten sich Zigaretten an, die Stube füllte sich mit Rauch und Dampf. Unter den Männern entspann sich eine lange Debatte über allerlei wichtige Dinge, wie: Eßrogim, Bethhamidrasch-Angelegenheiten, den Krieg und andere Weltsachen.

„Wo bist du gewesen, Ruchele?" wandte sich Dwosche Malke an die Schwiegertochter.

„Da . . . nit weit . . . auf der Monastersker Gass' . . ."

„Wie is 's draußen? schön? Soll Gott helfen, daß wir morgen schönes Wetter haben! — Aber was is dir, Tochter, hast du Kopfschmerzen? Du bist so bleich! Folge meiner, geh auf dein Zimmer und leg dich aufs Bett!"

Bei den letzten Worten wandten sich aller Blicke auf Ruchele. Sie sahen ihr bleiches Antlitz und erklärten einstimmig, daß das nur von dem Dampf des Samowars herrühre. Ruchele ging auf ihr Zimmer und legte sich aufs Bett. Die Gesellschaft hatte nun ein neues Thema: „Dunst". Der „Rauch von Kohle", meinte einer, sei keine Kleinigkeit; das könne einen lebendigen Menschen tot machen. Ein anderer erzählte, bei seinem Großvater wäre einmal infolge eines „Dunsts" das ganze Hausgesinde beinahe ums Leben gekommen. „Dunst" ist gefährlich, bestätigte ein dritter, aber wenn man bedenkt, kann man sich auch mit Fischen eine Vergiftung zuziehen. Dieser Hinweis bildete den Übergang zu einem neuen Thema: der Tod.

„Was man nit alles reden soll, immer kommt's auf den Tod hinaus!" bemerkte das untersetzte Jüdchen.

Mosche Mendel hatte unterdessen die Gesellschaft verlassen und war in sein Zimmer geeilt, um zu sehen, was Ruchele macht. Nach Verlauf von einigen Minuten hörte man plötzlich die Stimme Mosche Mendels: „Juden! rettet! Wasser! Wasser!“ Alle stürzten ins Zimmer. Ruchele lag auf dem Bett mit kreidebleichem Antlitz; sie hielt die Augen geschlossen und die Lippen fest aufeinandergepreßt. Mosche Mendel stand neben ihr und rang verzweifelt die Hände.

„Was is? wer is? in Ohnmacht gefallen? Wasser! rascher!“

„Wasser! Wasser!“ schrien alle Anwesenden und niemand rührte sich von der Stelle.

Dwosche Malke kam mit einem Krug Wasser und bespritzte Ruchele das Gesicht.

„Soll man den Doktor rufen!“ schrie Mosche Mendel.

„Den Doktor! den Doktor!“ schrien alle und niemand rührte sich von der Stelle.

„Bindet ihr die Händ mit einem Taschentuch,“ rieten einige, „und quetscht ihr die Nase! — So! so! Dwosche Malke, etwas fester!“ — Man rieb ihr die Hände, netzte die Stirn, quetschte die Nase

— endlich kam Ruchele zur Besinnung. Sie öffnete die Augen und blickte scheu um sich.

„Geht doch in die Stube! man kann hier nit atmen!" drängte Mosche Mendel die ganze Gesellschaft mitsamt Dwosche Malke zurück ins erste Zimmer. Auffallenderweise leistete diesmal Dwosche Malke keinen Widerstand.

„Was is dir, Ruchele, meine Seel?" fragte Mosche Mendel und beugte sich über sie.

„Ach, Mosche Mendel, es war mir so schlecht, jetzt is mir wieder gut . . . jetzt is wieder alles gut . . . ich werd dir später einmal alles erzählen . . . ich war dumm, Mosche Mendel, aber schlecht bin ich nit . . . jetzt is wieder alles gut . . ."

„Aber was sprichst du, Ruchele? was is dir, meine Teuere?"

„Sag mal, Mosche Mendel, bin ich dir wirklich teuer?"

„Auch 'ne Frage! — Was heißt! Du bist eingewurzelt in meinem Herzen . . . wie eine ‚Heimische' . . . wie eine ‚Eigene' bist du mir . . . du wohnst bei mir im Herzen . . ."

Auf andere Weise konnte Mosche Mendel seiner Liebe zu Ruchele keinen Ausdruck geben. Aber in diesen farb- und klanglosen, beinahe komisch

wirkenden Worten lag mehr echtes Gefühl ungeheuchelter Liebe als in manchen schöngedrechselten Liebesbeteuerungen zivilisierter Menschenkinder.

Zum erstenmal, seitdem sie verheiratet waren, konnte das junge Ehepaar sich ungestört aussprechen.

„Hörst du, Mosche Mendel," sagte Ruchele, nachdem beide bereits das Wichtigste, was sie auf dem Herzen hatten, einander gebeichtet hatten, „hörst du, ich hab eine Bitte an dich."

„Was für 'ne Bitte?"

„Ich mein, schon genug ‚Kost' gegessen beim Vater. Einige Rubel im Vermögen haben wir auch, Gott sei Dank, wir wollen nach meiner Geburtsstadt Chmelnizk übersiedeln . . . dort wollen wir ein ganz anderes Leben führen als hier . . . selbständig sein . . . unabhängig . . . du hast dein eigenes Heim und bist der Herr im Haus . . ."

Mosche Mendel sann lange, lange nach.

„Nu, gut! Meinetwegen! Wenn du willst, soll sein Chmelnizk. Hast am Ende recht. Ewig ‚Kost' essen hat auch keinen Zweck nit. Und Chmelnizk is 'ne Handelsstadt."

Hochbeglückt umschlang ihn Ruchele mit beiden Armen und preßte ihn an ihre Brust.

„Du bist gut, Mosche Mendel, du bist sehr gut."

Während das junge Paar im Halbdunkel sich gegenseitig anschwärmte, wurde in der Stube von der Gesellschaft ein funkelnagelneues Problem gelöst. Woher kommt es — warf einer die Frage auf —, daß Reb Eisik Naftalis Schnur mit einem Male, so mir nichts dir nichts, in Ohnmacht fällt? Der eine sagte: Wahrscheinlich ein „böser Blick"; der andere widersprach dem und meinte, eher schon eine kleine Erkältung; der dritte, ein bejahrter Mann, lachte verschmitzt: „Ach was, ich hab drei Schwiegertöchter, ich kenn mich aus in solchen Sachen. Ich sag Euch, 's kommt was ... Reb Eisik Naftali, seht Euch vor mit Kuchen und Schnaps ... und Ihr, Dwosche Malke, soll Euch sein mit Masel* ... nu, warum denn nit .., so soll's auch sein ... wie Gott hat geboten!"

Und Dwosche Malke platzt vor Freude.

*) Masel = Glück.

XV.

Ein Jahr später.

Wieder an einem Sabbatabend saß die Gesellschaft bei Eisik Naftali um den langen Tisch, auf dem ein kochender Samowar brodelte und dampfte. Im hell erleuchteten Zimmer herrschte noch die sabbatliche Fröhlichkeit. Die Männer rauchten Zigaretten und führten lange Gespräche über Bethhamidraschangelegenheiten, Jahrmärkte, den Krieg und andere allgemeine und politische Fragen. Dwosche Malke saß in einer Ecke und seufzte.

„Ich versteh nit, Dwosche Malke," wandte sich zu ihr Reb Bär, ein rundbäuchiger Mann mit fröhlichem Antlitz, „wie ich leb', ich versteh nit, daß Ihr, eine so fromme Jüdin, am Schabbesabend traurig seid! Das darf nit sein."

„Ach, was wißt Ihr, Reb Bär," entgegnete Dwosche Malke, die Nase schneuzend. „Was wißt Ihr, was für 'ne stille Taube Ruchele ist! Sie war das schönste Schmuckstück in meinem Hause. Und jetzt? Sie in Chmelnizk und wir hier.

Und ich hab geglaubt, sie wird ewig in meinem Hause sein."

„Ewig? Wie könnt Ihr, eine fromme Jüdin, nur so sprechen? Was heißt ewig? Nichts is ewig auf dieser Welt. Ewig is nur der eine Gott, sonst is alles Mist ... Nu, was is dabei? In Chmelnizk wohnt derselbe Gott wie in Mazepewka. Eigentlich wundert's mich, Reb Eisik Naftali, daß Ihr habt die Kinder wegfahren lassen. Im ganzen ein Jahr ‚Kost' gegessen, eigentlich unerhört!"

„Was nützt mir alles dies?" meinte darauf Eisik Naftali, „alles muß 'mal ein End haben. — Dwosche Malke, gib lieber den Brief her, den Mosche Mendel geschrieben hat! — So, da habt Ihr ihn, Reb Bär, lest ihn, ich bitt Euch, vor!"

Reb Bär zeigte auf einen jungen Mann, der neben ihm saß.

„Er wird lesen. Er liest hebräisch geläufig, wie Wasser fließt."

Der junge Mann nahm den Brief und begann vorzulesen:

„Friede und alles Gute meinem lieben Vater, dem Weisen und thorakundigen Herrn Eisik Naftali, Sohn des Mosche Josset, sein An-

denken sei gesegnet, und meiner frommen Mutter, dem biederen Weib Frau Dwosche Malke, Tochter des Menachem Mendel, sein Andenken sei gesegnet, und allen Angehörigen Friede!

Wie leuchtender Sonnenschein aus düsterem Gewölk hervorbricht in der Bläue des Himmels, und wie aus unendlichen Höhen, aus Himmelsfenstern das reine Licht sich ergießt, so . . ."

„Nein, nein!" schrien alle, „das nit! Das is nur so eine hebräische Einleitung, Poesie, ‚jüngelsche' Sachen, Narrischkeiten. Lest lieber das auf der andern Seite!"

Der junge Mann wendete den Brief um und las:

„und wegen dem, was Du fragst, teurer Vater, ich soll Dir schreiben wegen Geschäfte in Chmelnizk, so teil' ich Dir mit . . ."

„Seht Ihr, da is der Hund begraben!" schrien alle. „Lest, lest nur weiter!"

„teile ich Dir mit, daß Schnittware is hier sehr gangbar, auch Galanteriewaren; aber Galanteriewaren sind nit so gut wie Schnittwaren. Wollzeug is hier sehr teuer, dem Gold gleich. Also Chmelnizk is ein ‚gesegnetes Land', die Stadt selbst is fürchterlich groß, es is wert, sie anzu-

sehen. Es is hier überhaupt eine ganz andere Welt. Ihr könnt hier begegnen a Jüd, von dem Ihr in Eurem ganzen Leben nit sagen wird, daß er a Jüd is, und doch is es a Jüd. Es gibt hier überhaupt verschiedene Sorten Jüden. Mein Weib Ruchele läßt Euch alle grüßen freundlich, sie wird Euch selbst schreiben sie is wieder in gesegneten Umständen, Gott soll helfen zur rechten Zeit und von Euch das Nämliche zu vernehmen, Amen! — Auch teile Euch mit, daß mein Geschäft liegt in ‚Fronte', die Losung is, Gott sei Dank, nit schlecht. Mein Weib Ruchele, lang lebe sie, hat schon erlernt das Fach und kann schon reden mit einem Kunden. Nur auf Jahrmärkte fahr ich selbst. Bei den ‚Moskowitern' hab ich Kredit auf einige hundert Rubel, mit dem Moskowiter is gar nit schlecht zu handeln, er is kein schlechter Mensch und läßt einem a Rubel verdienen. Wohnungen sind hier sehr teuer, für zwei Stübchen und eine Küche zahle ich 75 Rubel, außer Wasser und Holz. Stroh, Kartoffeln, Holz und Eier sind hier dem Gold gleich. Also Chmelnizk is a Handelsstadt, und Gott soll geben Gesundheit und ‚Starkheit' und das Nämliche von Euch

zu vernehmen, wie es wünscht Euch Euer Sohn, der Euch grüßt und viel Glück wünscht

Mosche Menachem Mendel, Sohn des Eisik Naftali aus Mazepewka.

Ich grüße den teueren Onkel und die liebe Tante. Ich grüße Reb Judel und Familie. Ich grüße Reb Bär und Familie. Ich grüße Frau Beile und ihre ganze Familie. Mein Sohn Josef, lang lebe er, grüßt Euch alle freundlich

Der Obige.

Auch ich grüße meinen hochgeschätzten Schwäher und meine liebe Schwieger, lebt wohl. Ich melde Euch von meiner Gesundheit, gebe Gott, weiter nit ärger. Mein Jossele grüßt Euch und dankt der Schwieger für die Hemdchen. Er verspricht Euch, daß Gott wird schenken das Leben, und er wird ins Cheder gehen, wird er fleißig lernen und ein frommer Jud sein. Schwiegerleben, vielleicht könnt Ihr für Jossele ein Käppchen ausstricken, werd Euch sehr dankbar sein. Ich hab eine Kuh gekauft; sie gibt vier Liter Milch, gute Milch, und ich hab Käse und Butter. Nur Mosche Mendelleben ißt seit einiger Zeit kein ‚Milchiges'. Wenn Gott wird helfen, und ich

werd diesmal ein Mädchen haben, werd ich es nennen Rosele, nach der Großmutter seligen Andenkens. Jossele schreit, er will essen. Ich schließe daher meinen Brief und grüße alle unsere Freunde und bitte, sofort Antwort zu schreiben und verbleibe Eure gutwünschende Schwiegertochter

Ruchel."

„Nu," sagte Reb Bär, „nu, gibt's da was traurig zu sein, Dwosche Malke! Ich sagt es ja, in Chmelnizk is derselbe Gott wie in Mazepewka."

Die Gesellschaft saß noch lange da und debattierte. Die Männer hatten diesmal ein funkelnagelneues Thema: Chmelnizk als Handelsstadt.

XVI.
Und Stempenju . . .

Und Stempenju? . . .

Stempenju konnte Ruchele nicht vergessen.

Sein schwarzes Haar hatte den Glanz verloren. In seinen schwarzen Augen war das Feuer erloschen.

Er saß in Mazepewka und spielte auf Hochzeiten.

In seinem Hause führte Frajdel das Kommando wie immer, sparte, legte zurück, belieh Silberwaren, Goldsachen, Edelsteine und handelte mit Korallen.

Zu Hause hatte Stempenju die Hölle und in seinem inneren Herzen brannte ein Feuer, das durch nichts zu löschen war.

„Sie tut mir im Herzen leid, das Weibchen," pflegte er öfter zu seinen Kollegen zu sagen, „sie tut mir im Herzen leid."

So oft er an sie dachte, griff er nach seiner Violine und spielte.

Und er dachte sehr oft an sie.

Zu jener Zeit spielte Stempenju wie noch nie in

seinem Leben. Wer ihn damals nicht spielen hörte, hat im Leben keinen großen Geigenspieler gehört.

Es war kein Spiel, kein Musizieren: es war das Sichergießen einer gequälten Seele in den zartesten Tönen, es war das Jauchzen einer ewigen Liebe und das Wehklagen einer ungestillten Sehnsucht.

Wißt ihr, wie der Vogel singt?

Er sitzt auf einem Ast. Die Blätter grünen. Die Luft ist frisch. Der Wald ist frei. Die Welt ist offen. — Nur sein Herz ist verbittert. Da beginnt er zu singen. Und lieblich ist sein Gesang.

So spielte Stempenju.

„Wenn ich spiele," pflegte er zu seinen Kollegen zu sagen, „sehe ich immer ein Paar himmelblauer Augen auf mich gerichtet."

Es waren Rucheles Augen, so blau wie der klare Himmel in einer stillen, hellen Sommernacht.

Und er spielte oft, um die blauen Augen auf sich gerichtet zu sehen.

Stempenju hatte im Leben viel geliebt, und doch war seine einzige Liebe — Ruchele.

Ende

Zwei Abtrünnige

(Autorisierte Übersetzung
von Stefania Goldenring)

Max Berland war ein vielgereister Mann Er reiste von Lodz nach Moskau und von Moskau nach Lodz etlichemal im Jahre. Auf den Bahnhöfen kannte er alle Verkäufer an den Büfetts, mit sämtlichen Schaffnern stand er auf vertraulichem Fuß. Auch in die entferntesten russischen Gouvernements kam er, wo die Juden sich nicht länger als 24 Stunden aufhalten dürfen, quälte sich in den Bezirkshäusern herum und erfuhr unterwegs so manche Demütigung, so manchen Ärger. Alles wegen des Judentums, aber nicht etwa weil es ein Judentum gab, sondern weil er unglücklicherweise ein Jude war, und noch dazu ein Jude von echt jüdischem Aussehen, geschaffen nach dem Ebenbild Gottes, ja, nach dem Ebenbild Gottes! Schwarze, glänzende, echt jüdische Augen, schwarzes, krauses, echt jüdisches Haar, eine furchtbare Aussprache mit echt jüdischem Akzent und dazu eine Nase o .. eine Nase! ... Wie

zum Trotz muß unser Held einen Beruf ausüben, bei welchem er seine Nase in der Welt herumzeigen, dabei reden, unaufhörlich reden, sich überall sehen und hören lassen muß, — er ist nämlich Reisender, der Bedauernswerte.

Zwar tat er alles, was in seiner Macht lag: er hatte seinen Bart geopfert, putzte sich wie ein junges Mädchen, drehte die Schnurrbartsenden nach oben, ließ sich lange Nägel wachsen und trug Krawatten, wie sie zum zweitenmal in der Welt nicht zu finden waren; er gewöhnte sich an die Speisen, die es auf den Bahnhöfen gab und ließ all seinen Ärger an dem Schweinebraten aus, dem er nicht schlecht geflucht hatte, als er ihn zum erstenmal aß.

Trotz all dieser Bemühungen gelang es Max Berland nicht, seine jüdische Abstammung vor den Seinen oder vor Fremden zu verleugnen. Man erkannte ihn wie einen bösen Schilling, genau wie den verruchten Kain; auf Schritt und Tritt gab man ihm zu erkennen, wer er ist und was er ist. Mit einem Wort, er war wirklich zu bedauern.

* * *

War Max Berland vor seiner Reise nach

Kischinew schon bedauernswert, so gab es nach dieser Reise keinen Menschen, der so unglücklich wäre wie er. Im Grunde des Herzens einen tiefen Schmerz zu tragen und sich seiner zu schämen, ist eine Höllenqual, die nur derjenige begreift, der sie selbst empfindet. Max schämte sich der Stadt Kischinew, als würde sie ihm gehören. Wie zum Trotz wurde er gerade kurz nach den Vorgängen in Kischinew in jene Gegend nach Bessarabien geschickt. Er fühlte, daß nun neue Qualen für ihn begannen. Max wußte, daß er sich dort die langen, ausführlichen Berichte, das Seufzen und Krächzen seiner Glaubensgenossen und die höhnischen Bemerkungen der Fremden würde anhören müssen; je mehr er sich jener Gegend näherte, um so mehr drängte es ihn, vor sich selbst zu entfliehen.

Kurz vor der Ankunft wollte er allein im Kupee sitzen bleiben, überlegte es sich aber, stieg genau wie die anderen Reisenden aus, betrat den Bahnsteig, näherte sich dem Büfett mit einer Ungezwungenheit, als wäre er in der glänzendsten Laune, trank ein Schnäpschen, nahm dazu einen Imbiß von all den guten Sachen, die den Juden eigentlich verboten waren, steckte eine Zigarre an

und näherte sich dem Tischchen mit Zeitungen und Büchern. Dort erblickte er ein feines antisemitisches Blatt, „Die Standarte", herausgegeben von einem feinen Antisemiten, Herrn Kruschewan. Gewöhnlich kümmerte sich kein Mensch um das Blatt, es ruhte unbehelligt in dem Ständer. Die Juden nahmen es nicht in die Hand, weil es so abscheulich, und die Nichtjuden waren seiner schon überdrüssig. So lag es ruhig und friedlich und gemahnte die Menge daran, daß es einen Herrn Kruschewan gab, der nicht ruhte, nicht schlief, nur nach Mitteln sann, die Welt vor der Krankheit, genannt „das Judentum", zu schützen und zu behüten.

Max Berland war der einzige, der sich dem Tischchen näherte und sich eine Nummer der „Standarte" geben ließ. Was sollte das bezwecken? Warum tat er das? Vielleicht aus demselben Grunde, aus dem er sich vorhin Krebse bestellte, oder wollte er vielleicht wirklich lesen, was ein solcher Erzhund über die Juden schrieb? . . . Man sagt, daß die antisemitischen Blätter zum größten Teil von den Juden, von uns in eigener Person, gelesen werden. Die Inhaber dieser Blätter wissen das ganz genau und folgen dem

Grundsatz, daß die Juden nichts taugen, ihr Geld aber gut ist.

* * *

Unser Max Berland kaufte also eine Nummer der „Standarte", nahm sie ins Kupee, streckte sich auf der Bank aus und bedeckte sich mit dem Blatt, wie man sich mit einem Plaid zu bedecken pflegt. Da fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn: „Was würde sich wohl ein Jude denken, wenn er einstiege und auf der Bank einen Menschen ausgestreckt liegen sähe, der sich mit der „Standarte" bedeckte? Auf keinen Fall würde er annehmen, daß ein Jude dort liege ... Das ist ein Gedanke! Bei Gott, ein famoses Mittel, den Juden los zu werden und für die Nacht ganz allein, wie ein Magnat, auf der Bank liegen zu bleiben!" ...

So dachte unser Held. Damit kein Mensch erkenne, wer da lag, zog er die Zeitung übers Gesicht und verhüllte Nase, Augen, Haar, kurz das ganze Ebenbild Gottes. Er stellte sich vor, wie in der Nacht ein Jude mit unzähligen Gepäckstücken in den Abteil stieg, nach einem Platz suchte, und plötzlich auf der Bank einen Menschen bemerkte, der mit der Nummer der „Standarte" bedeckt war ... Sicher ein vornehmer Christ und

arger Judenfeind, am Ende gar Kruschewan selbst ... Der arme Jude mit dem Gepäck würde zweifellos wieder hinausrennen, dreimal ausspeien, und er, Max, bliebe ganz allein, wie ein Graf auf der Bank ausgestreckt. Ha! Ha! Ha!

Ihr müßt wissen, ein Mensch, der gut gegessen und getrunken, dazu eine Zigarre geraucht hat und spät am Abend ganz allein wie ein Graf auf der Bank ausgestreckt liegt, verfällt langsam in einen leichten Schlummer und schließlich in einen festen Schlaf. Pst! Ganz still! Unser Held, Max Berland, der Kommis-Voyageur, der von Lodz nach Moskau und von Moskau nach Lodz reist, liegt ganz allein auf der Bank, bedeckt mit der „Standarte" und schläft sanft. Wir wollen ihn nicht stören.

* * *

Max Berland ist sonst ein schlauer Jude, aber gerade dieses Mal traf es nicht zu. Es stieg wirklich noch ein Reisender ins Kupee, ein dicker, derber Mann, ganz außer Atem, mit einigen Koffern, er trat wirklich zu Max heran, besah ihn wirklich, wie er sich sorgfältig mit der „Standarte" zugedeckt hatte, nur spie er nicht dreimal aus und verließ auch nicht das Kupee. Er sah sich diesen

eigentümlichen Menschen, den Antisemiten mit der semitischen Nase genau an. Während des Schlafes war das Blatt nämlich ein wenig herabgeglitten, und die Schande, d. h. die Nase, ragte unter der Zeitung hervor und erschien in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit.

Der neue Passagier stand einige Minuten mit einem Lächeln um die Lippen, legte seine Koffer auf die Bank gegenüber, begab sich auf einen Augenblick auf den Perron und betrat das Kupee mit einer Nummer der „Standarte" in der Hand; dann öffnete er einen Koffer, nahm ein Kissen, ein Paar Morgenschuhe und ein Fläschchen Kölnisches Wasser heraus, machte es sich bequem, streckte sich auf der Bank aus, zündete sich eine Zigarre an und las die „Standarte" so lange, bis er zuerst das eine, dann das andere Auge schloß, in einen leichten Schlummer verfiel, bald aber zu schnarchen und mit der Nase zu pfeifen begann, wie es oft geschieht, wenn man nachts in der Eisenbahn fährt, der Wagen schaukelt und die Räder rasseln: tiderderachtach, tiderderachtach, tiderderachtach, tach! . . .

Nun lassen wir die beiden Standartenträger schlafen und machen unterdessen den Leser mit

dem zweiten Reisenden bekannt, wer er ist und was er ist ...

Er ist ein General ... kein General vom Militär und auch kein Generalgouverneur, sondern ein Generalinspektor, das heißt Agent einer Gesellschaft. Er heißt Niemtschyk ... sein Vorname ist Chaim, aber er schreibt sich Albert und wird Peti gerufen ... Das mag seltsam erscheinen, aber es war wirklich so. Sic transit gloria mundi ... So wird aus einer Ente ein Puthahn. Obgleich er Peti genannt wird und Generalinspektor ist, ist er Jude, so gut wie alle anderen, hat die Juden gern und schwärmt für den jüdischen Sabbat mit jüdischen Fischen, jüdischen Frauen und echt jüdischen Anekdoten. Peti Niemtschyk ist seiner jüdischen Anekdoten wegen berühmt. Zu tadeln wäre dabei nur seine jedesmalige Versicherung, daß er die betreffende Anekdote selber erlebt habe ... er beschwört es mit dem heiligsten Eid, nur erlebt er sie jedesmal an einem anderen Ort; das vergißt er von einem Mal zum anderen. Peti Niemtschyk steht nämlich mit der Wahrheit zuweilen auf Kriegsfuß, er schneidet ein wenig auf, oder wie es bei uns heißt, er ist ... verzeiht den Ausdruck ... ein Lügner. Nehmt's nicht übel,

daß wir uns so derb ausdrücken, es hätte eigentlich genügt, von ihm zu sagen, daß er Agent ist, denn was ein Agent ist ... das wißt ihr selber ...

Lassen wir jetzt den Antisemiten Nr. 2, das heißt den Generalinspektor Peti Niemtschyk und kehren wir zu dem Antisemiten Nr. 1, dem Reisenden Max Berland, zurück

* * *

Max Berland hatte eine schwere Nacht ... Scheinbar machten sich bei ihm die auf dem Bahnhof verzehrten Speisen bemerkbar, denn verschiedene, verworrene, sonderbare Träume gingen ihm durch den Kopf. So schien es ihm beispielsweise, er sei nicht Max Berland, sondern Herr Kruschewan, der Herausgeber der „Standarte", und er fahre nicht in der Eisenbahn, sondern er reite auf einem Schwein und vernehme in der Ferne ein Winseln und Weinen: Kischi-new. Ein Windhauch bläst ihm um die Ohren, er hört das Rauschen der Blätter, er will die Augen öffnen, kann es aber nicht, er greift nach seiner Nase, doch da ist keine Nase mehr, keine Spur von einer Nase; an Stelle der Nase berührt er die „Standarte". Er weiß nicht, wo er ist. Er will sich bewegen und kann nicht, er will schreien und

kann nicht. Er fühlt, daß er träumt, doch kann er den Schlaf nicht überwinden, es ist ihm unmöglich, über sich zu gebieten. Hilflos liegt er da und quält sich fürchterlich, ein Alpdrücken hält ihn gefangen. Er fühlt, seine Kräfte schwinden. Da rafft er sich zusammen und stößt einen leisen Seufzer aus, den er nur allein hören kann. Dann öffnet er halb ein Auge, so daß er kaum etwas sehen kann, doch er nimmt einen Lichtstrahl und die Gestalt eines Menschen wahr, der ihm gegenüber, ebenso wie er, allein auf der Bank ausgestreckt liegt und, wie er, mit einer Nummer der Standarte zugedeckt ist ... Bestürzt fährt unser Max zusammen. Es scheint, als sehe er sich selbst dort auf jener Bank, er kann sich nicht erklären, wie er dorthingekommen ist und wie ein Mensch sich ohne Spiegel sehen kann ... Er fühlt, wie das Haar sich ihm einzeln sträubt, wie ein kalter Schauer seinen Leib durchrieselt.

Allmählich raffte er seine Gedanken zusammen und begriff, daß jener Mensch, der auf der anderen Bank lag, nicht er, Max, sondern ein anderer war. Rätselhaft blieb ihm jedoch, wie jener Reisende hierhergelangte und wie es kam, daß er sich just mit einer Nummer der Standarte bedeckte.

Was hatte das zu bedeuten? ... Er gab sich einen Ruck, so daß das Zeitungsblatt zu knittern begann; da hörte er, daß der Reisende auf jener Bank sich ebenfalls regte und dessen Zeitung ebenfalls knitterte. Schweigend betrachtete er ihn genauer und bemerkte, daß der Reisende ihn lächelnd ansah. So lagen nun unsere beiden Antisemiten einander gegenüber, starrten sich an und schwiegen. Beide vergingen vor Neugierde, zu erfahren, wer sie waren, aber sie beherrschten sich aus aller Kraft und blieben still. Da faßte Peti plötzlich einen klugen Gedanken: er begann die Melodie eines bekannten jüdischen Liedes leise vor sich hin zu pfeifen:

„Im Herd glimmt das Feuer."

Und Max stimmte leise pfeifend ein:

„Im Stübchen ist's heiß."

Im nächsten Augenblick richteten sich unsere beiden Standartenträger auf und streckten die Hände aus:

„Schalom alechem."*

„Alechem schalom"

* Friede mit Euch.

Ich und das Kälbchen

(Autorisierte Übersetzung
von Stefania Goldenring)

Gut haben wir es nur: ich, des Chasens Sohn, und das Kalb der Kuh. Man ließ uns beide an einem frühen Morgen in Gottes Welt hinaus. Es war kurz nach Ostern. Der erste warme Tag. Der erste Sommertag. Eigentlich war es noch nicht Sommer, aber man ahnte ihn schon. Schiwra, unsere Dienstmagd, ein Christenmädel, ging bereits barfuß. Zwar geht sie auch im Winter barfuß. Ihre Füße sind so rot wie Gänsefüße. Auch ich gehe immer barfuß, nur läßt man mich nicht hinaus. Ich konnte kaum die glückliche Zeit nach Ostern erwarten.

„Geh, nur renne nicht!" sagte man mir am ersten hellen, warmen Sommertag nach Ostern.

Das wäre ein halbes Vergnügen.

„Gehen soll ich, nicht rennen?! Nun gut, ich werde nicht rennen, aber springen will ich, fliegen! Fliegen . . . dahin, dahin, in die blaue Himmelskappe hinein, direkt zum lieben Gott!"

Wie sollte ich auch nicht fliegen, sagt allein, nachdem ich endlich aus dem Schmutz und Kot des nassen Kellers herauskam! Da riecht's nach Sauerteig, Arzneien, Essig, Rauch, Spülicht und anderen ähnlichen Dingen. Der Vater hustet schrecklich. Die Mutter weint. Und mein Bruder Elias seufzt. Ich habe den Husten des Vaters, die Tränen der Mutter und das Seufzen meines Bruders Elias satt. Kaum konnte ich die Zeit erwarten, aus dem Keller herauszukriechen. Nun danke ich Gott. Ich atme frische Luft. Ich renne, ich springe, ich fliege. Ich bin draußen. Da ist der Himmel, die Sonne! Ich bin glücklich. Ich möchte singen! Ich singe, ich singe!

Unser Kälbchen kroch aus noch schlimmerem Schmutz heraus, aus einem kleinen, finsteren Stall, voll von Unrat. Die Mutter unseres Kälbchens, unsere liebe Kuh, hatte eine schönere Wohnung. Den Holzstall. Ihr Kind ließ man nur zweimal zu ihr hinein. Nicht länger als für drei Minuten. „Da, saug dich satt und kriech wieder in dein Loch!" Sonderbare Menschen! Nicht eine Spur von Mitleid!

* * *

Ich, des Chasens Sohn, und Meni, das Kalb

unserer Kuh, sind alte Bekannte. Kaum war es geboren, als man es in die Stube hineintrug und auf alle vier Beine stellte. Selbstverständlich wich ich keinen Augenblick mehr von ihm. Meine Mutter streichelte es unter dem Kinn und sagte zu uns mit Tränen in den Augen: „Nun wird der Vater bald gesund werden, er wird alle Tage frische Milch bekommen!“ Mein Bruder Elias streichelte ebenfalls den Kopf des Kälbchens und sagte: „Das Tier tut mir leid.“

Es war wirklich ein Jammer mit anzusehen, wie das Kälbchen verlassen dastand, wie es zitterte, auf den Füßchen hin und her wackelte und verwundert in die Welt starrte. Es war traurig, zugleich aber auch drollig. Wäre niemand in der Stube, als ich ganz allein, so hätte ich es umarmt und geküßt. Mitleid und Spaß nahmen aber schnell ein Ende. Man trieb das Kälbchen so derb, so rücksichtslos aus der Stube, daß es eine Schande ist, es zu erzählen.

„Genug der Ehre!“ sagte man zu ihm, „ins Loch mit dir!“ O, wie sehnte ich mich all die Zeit nach dem Kälbchen! Ist's ein Wunder, daß wir uns beide am ersten hellen Sommertag miteinander von Herzen freuten?! Ich ging auf das

Kälbchen zu und sagte: „Min, min, min! Erkennst du mich wieder, du gutes Gesicht oder nicht?"

Meint ihr etwa, daß das Kälbchen mich nicht verstand? An meinem Gesichtsausdruck verstand es mich! Es kam auf mich zu, fuhr nicht erschrocken zurück, beschnüffelte mich mit der nassen, schwarzen Schnauze, streckte den Hals vor, blickte mich mit seinen klugen, runden Augen an und machte „mmm", nicht „mä", nicht „mau", nicht „mi", sondern nur „mmm". Mir gefiel dieses „mmm" sehr. Ich ahmte die Stimme, die Miene und das Kopfwackeln des Kälbchens genau nach. Es schien, als ob es dem Tier gefiele, daß ich ihm nachmachte. Es begann zu springen — ich ebenfalls. Es tanzte — und ich tanzte auch. „Verkriech dich vor Scham! Was meint ihr dazu! Ein Junge, beinahe sieben Jahre alt, bald im achten, fünf Jahre vor der Einsegnung, soll mit einem Kalb herumtanzen! Herein in die Stube! Verdammter Bengel! Der Vater wird's dir schon zeigen! Warte nur! Warte!"

Sobald etwas passiert, droht man mit dem Vater. Sie glauben, ich weiß nicht, daß der Vater todkrank ist. Seit dem Laubhüttenfest liegt er zu Bett und hustet; er betet nicht mehr vor.

Der Doktor kommt immer zu uns ins Haus. Man nennt ihn den schwarzen Doktor. Er faßt die Hand des Vaters und sieht dabei auf die Uhr. O, was hat er für eine feine Uhr! Eine goldene Uhr! Von lauter Gold! Mein Bruder Elias schätzt sie auf hundert Rubel mindestens, wenn nicht noch mehr. Ich habe den schwarzen Doktor nicht gern, weil er mich immer „Knirps" nennt und mir jedesmal einen Nasenstüber auf den Bauch versetzt. Was ist das für eine Art, und was für ein Name ist denn das? ... Ich heiße nicht Knirps, ich heiße Motl Heisik ... Die Mutter hat ihn auch nicht gern. Wieso ich das weiß? Aus einem Gespräch, das ich erlauscht habe. Das Gespräch wurde von der Mutter und meinem Bruder Elias geführt. Ich erzähle es euch Wort für Wort wieder.

Die Mutter: „Auch ein Doktor!"

Elias: „Was hast du gegen den Doktor? Ist er etwa ein schlechter Doktor?"

Die Mutter: „Sage ich denn, er ist ein schlechter Doktor? Ich sage nur, er ist ein sonderbarer Doktor."

Elias: „Wieso ist er ein sonderbarer Doktor?"

Die Mutter: „Wenn ein anderer Doktor zu

einem Kranken kommt, verschreibt er ihm eine Arznei, ein Pulver, Pillen ... Der weiß nichts anderes zu verordnen, als Milch und Bouillon. Wie oft habe ich ihn gebeten, er möchte ihm eine Arznei verschreiben ... immer sagt er, es sei nicht nötig ... Nun, ist das ein Doktor?"

Elias: „Wer zwingt dich denn, ihn zu rufen?"

Die Mutter: „Wen soll ich denn sonst rufen?"

Elias: „Gibt's nicht genug andere Doktoren?"

Die Mutter: „Die anderen lassen sich bezahlen, dieser kommt umsonst."

Elias: „Was willst du also noch mehr?"

Die Mutter: „Was ich will? Den Vater will ich retten."

Elias: „Warum rettest du ihn nicht?"

Die Mutter: „Womit? Mit den fünf Fingern oder mit den leeren Wänden?"

Bei diesen Worten warf die Mutter einen Blick auf die kahlen Wände. Alle Sachen, die in der Stube waren, sind verkauft worden ... des Vaters wegen ... um den Vater zu retten. Zwei silberne, innen vergoldete Becher, drei silberne Tabletts, ein halbes Dutzend silberne Löffel, der gute Mantel der Mutter, mit Katzenfell gefüttert, ein großer, bunter Schal, ein Spiegel

und noch ein anderer Spiegel, ein klappriges Sofa, ein runder Tisch mit breitem Fußgestell, die silberne Uhr meines Bruders Elias, ein Geschenk seines Schwiegervaters (er ist nämlich verlobt) und alle Gebetbücher des Vaters. Mit den Gebetbüchern war es eine reine Komödie. Immerfort brachte mein Bruder Elias einen neuen Käufer, und jedesmal bot man uns einen geringeren Preis für die Gebetbücher. Dem letzten Käufer wollte mein Bruder Elias zwei Ohrfeigen geben, doch hatte er Angst, daß der Käufer ihm drei Ohrfeigen zurückversetzen würde.

Die Gebetbücher wurden sehr billig, noch weniger als halb umsonst verkauft. Die Mutter und mein Bruder Elias weinten fürchterlich, als der lahme Michael mit einem großen Sack kam, die gekaufte Ware mitzunehmen.

Das allerschönste war aber, als die Reihe an den Schrank kam, an den Glasschrank. Glasschrank nannte man ihn nicht deswegen, weil er von Glas war, sondern weil Gläser darin standen. Auch Teller stellte man hinein, Teller, Schüsseln, Löffel, Gabeln und noch andere Sachen. Das heißt, früher befanden sich alle diese Sachen in dem Schrank. Jetzt stand er leer, daß man sich

darin ausstrecken und schlafen konnte. Alle Sachen wurden verkauft ... des Vaters wegen, um den Vater zu retten.

Es ging mir nicht in den Kopf, daß der Glasschrank verkauft werden sollte. Erstens schien es mir, als wäre er mit der Wand zusammengewachsen ... Wie sollte man ihn also fortnehmen? Und wo würde man von nun an das Brot einschließen? ... Wo die Striezel? ... Wo würden wir Ostern die „Mazze" aufbewahren? Es kam der Tischler Nachmon, der Kahlkopf, und betrachtete den Schrank von allen Seiten, maß ihn mit dem Metermaß, zuerst den Schrank, dann die Tür und schwitzte dabei fürchterlich ...

„Den Schrank könnt ihr nicht verkaufen", sagte Nachmin Plik.

Die Mutter fragte ihn: „Warum nicht?" — — „Weil er breiter ist als die Tür," erwiderte er, „er wird nicht hinausgehen." Mein Bruder Elias fragte ihn lachend: „Wie ist er denn hereingekommen, Schlauberger?" — — „Geh frag ihn, Schlaukopf", erwiderte der Tischler.

Ein Wort ergab das andere, man geriet in Streit, es fehlte nicht viel, daß man sich ohrfeigte. Wenn mein Bruder Elias in Zorn gerät, ist er

fürchterlich. Er will immer jemand ohrfeigen, aber zum Schluß wird er selber geohrfeigt. Meistens kommt es so. Er ist immer der „Kleine". Seinen Jahren nach ist er zwar erwachsen, es zeigt sich bei ihm sogar schon der Bartwuchs, aber er hält sich so klein. Unsere Schachne Pesche sagt von ihm, er sei nur um einen Kopf größer, als ein Hund sozusagen. Halt! Ihr kennt noch nicht unsere Schachne Pesche, und ihren Mann kennt ihr auch nicht. Er ist Buchbinder, schielt mit dem linken Auge, heißt Moische und ist ein furchtbar böser Mensch. Wenn er mit seiner Arbeit beschäftigt ist, läßt er mich nicht heran. Ein Glück, daß er nicht immer zu tun hat. Er geht sogar fast immer unbeschäftigt herum. Er teilt mit uns die Wohnung. Die eine Hälfte gehört ihm, die andere uns. Welcher Teil ihm, welcher uns gehört, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß wir die Hälfte unserer Wohnung für 33 Rubel an ihn abgetreten und für das Geld eine Kuh für den Vater gekauft haben. Das riet uns der schwarze Doktor ... Diese Kuh ist die Mutter des Kälbchens, von dem ich euch erzähle. Aber wir waren doch bei dem Schrank, dem Glasschrank, stehen geblieben.

Als mein Bruder Elias sich mit dem Tischler verzankte und dieser böse nach Hause ging, begann die Mutter zu weinen, ganz leise, damit der Vater es nicht höre. „Du hast kein Mitleid mit dem Vater," sagte sie zu meinem Bruder, „du treibst die Käufer aus dem Hause." Mein Bruder Elias verzog seltsam das Gesicht, halb weinend, halb lachend, und sprach: „Käufer? ... Solche Käufer sollen dicht gesät werden und spärlich aufsprießen."

Trotzdem ging er sogleich zu dem Tischler, der bald darauf mit seinen zwei Söhnen ankam. Sie ergriffen hastig unseren Glasschrank und trugen ihn aus der Stube hinaus. Der Tischler kommandierte, die Söhne schleppten den Schrank.

„Kopel zur Seite! Mendel nach rechts! Kopel halt! Mendel nach oben! Wohin drehst du, blöder Bursche? Einen Schritt zurück! So ist's gut! Noch mehr! Noch mehr!"

Ich folgte dem Tischler und begleitete den Schrank hinunter. Es scheint mir, als wüßte der Schrank, daß man ihn für immer von uns forttrug ... Der Tischler hörte nicht auf zu kommandieren, die Söhne trampelten mit den Füßen, wie die Pferde sozusagen ... Trr! trr! ... Als

sie draußen waren, knarrte der Schrank. Alles stürzte zur Tür. Der Vater hörte das Krachen und fragte ebenfalls mit seiner heiseren Stimme vom Krankenbett: „Wer ist dort?"

„Es ist nichts, es ist nichts!" antwortete die Mutter und gab dem Tischler mit der Hand ein Zeichen, er möchte endlich gehen. Der Tischler aber . . . es ist wirklich ein Spaß . . . hörte nicht auf, mit seinen Söhnen zu schelten. „Verflucht! Rührt Euch doch! Bleierne Vögel! Bärenfüße! Hol Euch der Teufel! Brecht Euch den Schädel ein, verfluchte Kerls!"

Und was ging in der Stube vor! O weh! O weh! Ohne den Schrank sah die Stube aus wie ein Mensch, den man ganz nackt entkleidet hatte. Die Wand war mit Spinnengewebe und gelben Flecken bedeckt. Eine Spinne raffte schnell die Füße zusammen und ergriff Hals über Kopf die Flucht . . . Fort war sie! Die Mutter und mein Bruder Elias betrachteten stehend die kahle Wand und weinten. Ein wahres Theater mit diesen beiden. Bei der geringsten Veranlassung weinen sie. Ich sehe es nicht gern, wenn jemand weint. Ich laufe lieber zu meinem Kälbchen hinaus. Das Kälbchen, hört ihr, wächst über Nacht.

In der letzten Zeit ist es in die Höhe geschossen, unberufen schön geworden, die schwarze Schnauze ist so ausdrucksvoll, die runden Augen schauen so klug drein, sozusagen wie bei einem Menschen ... ein Wunder von Klugheit. Es steht und rupft das Gras zwischen den Holzklötzen. Die Klötze gehören nicht uns. Der reiche Jossi hat sie hierherschleppen lassen. Reb Jossi ist Millionär. Er beabsichtigt, sich noch ein Haus zu bauen. Eins genügt ihm nicht. Das Holz dazu ließ er vor unserem Hause niederlegen. Meine Mutter ist darüber entrüstet. „Einem armen, kranken Mann kriecht man auf den Kopf," sagt sie, „ohne Gottesfurcht." Mein Bruder Elias sagt, er werde ihn ohrfeigen. Ausgerechnet Reb Jossi, den reichen Reb Jossi will er ohrfeigen! Vorläufig sagt er es aber nur, und das Holz bleibt ruhig vor unserem Hause liegen. Mir ist es sehr recht, dem Kälbchen ebenfalls. Wir haben uns zwischen den Holzklötzen ein Stückchen Garten angelegt. Es wachsen dort Brennesseln, Disteln und Schneebeeren. Die weißen Schneebeeren pustet man auf, legt sie an die Stirn und läßt sie zerknallen. Das Kälbchen frißt sie. Das Kälbchen frißt alles, selbst Schaufäden. Eines Tages saß ich in Gedanken versunken zwischen

den Klötzen und blickte in die blaue Himmelskappe hinein. Plötzlich fühle ich, wie jemand an den Schaufäden zieht. Wer kann das sein? Ich strecke den Kopf vor und sehe, mein Kälbchen kaut mit Wohlgefallen an meinen Schaufäden und verschluckt sich dabei. Ein Glück, daß auf mein Geschrei mein Bruder Elias herbeikam. Er zog die Schaufäden aus dem Maul des Kälbchens heraus, mir aber versetzte er eine Tracht Prügel, daß ich daran denken werde. Glaubt ihr, daß mein Bruder Elias schlecht ist? Er ist nur jähzornig. Eines Tages nahm er mich bei der Hand und sagte: „Komm mit!" Wir gingen. Wohin, das weiß ich nicht. Mein Bruder Elias redet nicht gern. Ihn zu fragen, fürchtete ich. Auf halbem Wege wandte er sich zu mir, ließ die Augen zu Boden und begann:

„Es steht schlimm um den Vater, sehr schlimm. Alles, was im Hause war, ist verkauft . . . auch meine Uhr habe ich hingegeben . . . um den Vater zu retten." Bei diesen Worten knöpfte er seinen Rock auf und zeigte auf die Weste. „Die Uhr ist fort, die Kette ist fort!" Dann knöpfte er den Rock wieder zu und sprach wie zu sich allein:

„Wenn mein Schwiegervater das erfährt, gibt

es einen Skandal ... Gebe Gott, daß der Vater wenigstens wieder gesund werde ... Jetzt will ich dich in die Lehre geben! Was hat es für einen Zweck, zu Hause zu sitzen! Dort wirst du wenigstens zu essen bekommen!"

Mir gefiel dieses Projekt! Ich würde in der Lehre sein, würde zu essen bekommen. In letzter Zeit aßen wir so gut wie gar nicht. Wenn es etwas gab, so wurde es dem kranken Vater vorgesetzt, um den Vater zu retten. Leid ist mir nur um das Kälbchen. Ich werde mich nach ihm sehnen.

* * *

Ich will euch ein Geheimnis anvertrauen. Ihr werdet es doch nicht weiter erzählen? Ich bin nun beinahe drei Wochen in der Lehre und tue rein gar nichts. Meine Arbeit besteht darin, das Spülwasser auszugießen, Wasser zu holen, das Plätteisen warm zu halten ... Mein Meister ist Damenschneider, er heißt Herschel Franzos und trägt langes Haar. Sein Haar ist immer voll von weißen Fäden oder Watte. Eine Hand hat er ... verdorren soll sie ihm! Und Finger wie Nadeln! Wenn er einen beim Ohr faßt, so ist es nicht auszuhalten! Es prickelt wie bei Frost! Minze, sein Weib, ist pockennarbig und hat das ganze

Gesicht mit Sommersprossen bedeckt. Sie ist keine böse Frau; sie prügelt nicht, aber sie schimpft unaufhörlich ... und zwar gebraucht sie die allerschlimmsten Fluchworte ... Wenn man sich zum Essen niedersetzt, guckt sie einem in den Mund und zählt ihm jeden Bissen nach. Kinder haben sie nicht, nur einen kleinen Unglückswurm, eine Dobcia. Wie alt sie ist, weiß ich nicht. Dobcia ist ein Krüppel, ein außergewöhnlicher Krüppel. Und schwer ist sie ... Man kann sich krank machen bei ihr. Sie kann überhaupt nicht gehen da ihre Füße wunderlich verbogen sind. Man muß sie auf dem Arm tragen. Vom ersten Tage an gab man mir Dobcia. Nun kannst sie herumschleppen! ... Dobcia hat mich furchtbar gerne, sie will von meinem Arm gar nicht herunter. Sie umfaßt mich mit ihren krummen, dürren, kalten Händchen.

„Kika-ki, kika-pi!" das ist ihre Sprache. Man rate, was das zu bedeuten hat! Wenn ihr achtzehn Köpfe hättet, würdet ihr es auch nicht raten! Glaubt ihr, sie schläft in der Nacht? Kein Gedanke! Sie reißt mir die Augen auf, kriecht mir auf den Hals ... „Kika-ki! kika-pi!" Was meint ihr zu solch einem Tölpel?

Wie zum Trotz ist draußen Sommer, echter Sommer. Bald ist Pfingsten. Die Frösche quaken: quak, quak, quak ... Sie rufen mich nach Hause zu den Holzklötzen, zu den Disteln, zu dem Kälbchen, dem lieben Kälbchen! Es lebe mein Bruder Elias! Er hat an mich gedacht. Am ersten Pfingstfeiertage kam er, um mich nach Hause zu nehmen. Es war ja Feiertag, und gleichzeitig sollte ich auch vom Vater Abschied nehmen. „Wo fährt der Vater denn hin?" fragte ich ihn unterwegs. Er blickte mich an, halb lachend, halb weinend. „Bist noch ein rechtes Kälbchen!"

Da fiel mir das Kälbchen ein. Nun sollte ich es bald wiedersehen. Ich sah schon aus der Ferne unser mit roten Schindeln gedecktes Haus, ich sah die Holzklötze, die Brennesseln, die Disteln und die Schneebeeren. Alles genau so wie früher. Eins nur sah ich nicht ... das Kälbchen. Ich fürchtete und schämte mich, danach zu fragen. Die Mutter sah ich vor dem Hause stehen. Ihre Augen schienen geschwollen. Unsere Nachbarin stand neben ihr. Sie redeten leise miteinander, bewegten lebhaft die Hände und seufzten beide. „Ihr habt einen Gast," rief unsere Nachbarin Pesche und schlug mit beiden Händen gegen die Kleider. Die Mutter

fiel mir um den Hals, ich fühlte auf meinem Gesicht eine fremde Träne. Sie redete zu mir in abgerissenen Worten, ich verstand nichts.

„Geh hinein zum Vater, o Schmerz und Weh! Sprich nichts, gar nichts, sage nur: Gelobt sei Gott! Hörst du? Nichts weiter, nur gelobt sei Gott!" Und zu Elias sagte sie: „Soeben war der Doktor hier. Kaum habe ich ihn dazu bewegt, ein Rezept zu verschreiben."

„Kamillentee," antwortete mein Bruder Elias... Die Mutter und die Nachbarin sahen einander an, Pesche nickte mit dem Kopf und sagte nach einer Weile: „Dazu hat man Kinder!"

Dann begannen alle drei zu reden, zu zanken und lebhaft zu gestikulieren. Ich hörte nur die Worte: schlecht, Doktor, Rabbiner, der Ewige ... Ich drehte den Kopf nach allen Seiten, suchte mit dem Blick zwischen den Klötzen, auf dem Hof, warf einen Blick auf den kleinen Stall.

„Was suchst du denn?"

„Das Kälbchen."

„Das Kälbchen? Ach, mein Kind, das ist längst verkauft ... Dem Schlächter haben wir es verkauft, mein Sohn, dem Vater geopfert, um den Vater zu retten."

Ich sah in Gedanken das unschuldige Kälbchen, leider schon geschlachtet, den Kopf zur Erde gerichtet, die Augen geöffnet, wie es mich liebevoll, um Mitleid flehend, anblickte. Alles tanzte vor meinen Augen, Tränen preßten mir die Kehle zusammen und würgten mich

„Das arme Kind, das Herz tut ihm weh um den Vater", sagte unsere Nachbarin Pesche zur Mutter

„Weine nicht, mein Söhnchen, Gott ist ein großer Vater. Wenn er nur will, kann der Vater noch gesund werden", beruhigte mich die Mutter und weinte selber dabei.

Wäre es nicht so furchtbar traurig, so könnte man vor Lachen sterben.

▽ ▽ ▽

Eifrige Verteidiger

(Autorisierte Übersetzung
von Stefania Goldenring)

Ihr meint, daß die Juden überall unbeliebt sind, daß sie gejagt, geschlagen und geprügelt werden. Und ich behaupte gerade das Gegenteil: die Juden finden überall Verteidiger ... Um es euch zu beweisen, werde ich euch eine Geschichte von zwei Brüdern erzählen, und wir wollen hören, wie ihr nachher darüber denkt.

Es waren zwei Brüder, der eine hieß ... was liegt übrigens daran, wie er hieß. Nehmt an, der eine hieß Meier und der andere Schneier. Zugetragen hat es sich irgendwo in der Smudz, oder in Polen, in Wolhynien oder in Litauen, in der Zeit, als soeben die Revolution mit ihren Schrecken ausgebrochen war. Man redete von einem „Pogrom", einem ganz gewöhnlichen Judenpogrom, der in nächster Zeit stattfinden sollte. Obgleich unsere beiden Brüder außer ihrer Person nichts zu verlieren hatten, denn sie besaßen kein eigenes Haus, kein Geschäft und kein Vermögen,

nicht einmal Weib und Kinder, fürchteten sie dennoch, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Eines schönen Morgens machten sie sich auf den Weg und gingen vor sich hin, wohin die Augen sie führten. In größter Eile waren sie aufgebrochen. Warum eilten sie so? ... Weil von einem Pogrom gemunkelt wurde, mußte man sich gleich auf die Beine machen? ... Man würde darauf erwidern: wahrscheinlich begann es im Städtchen bereits unruhig zu werden, sogar die Kosaken ritten in den Gassen mit den „Nagajki" umher ... Was haben Kosaken in einem stillen, jüdischen Städtchen, zweitausend Meilen von der Mandschurei entfernt, zu tun? Aber nehmen wir an, daß wirklich ein Pogrom ausgebrochen war ... Unsere beiden Brüder Meier und Schneier schnellten dahin, wie ein Pfeil. In der Eile vergaßen sie augenscheinlich ein zweites Hemd, einen zweiten Anzug, ein Reisekissen, einen Proviantkoffer und verschiedene andere Sachen auf den Weg mitzunehmen, die man auf der Reise brauchte, unter anderem auch Brot. Ich erwähne gar nicht erst andere Speisen, wie Wurst, geräucherte Zunge, eine Büchse Sardellen, ich rede nur von einem einfachen Stückchen Brot. „Unserem täglichen

Brot", das kein Menschenkind entbehren kann, selbst wenn es bis ans Ende der Welt rennt. Wenn der Augenblick gekommen ist, da der Magen zu essen verlangt — mögt ihr ein großer Gelehrter oder ein Philosoph sein — ihr werdet nicht eher zur Ruhe gelangen, bis ihr, mit Verlaub zu sagen, eure Därme vollgestopft habt. So hat der Herr den Menschen beschaffen, — dagegen läßt sich nichts einwenden. Was meint ihr? ... Ist es nicht so?

Wo waren wir aber stehengeblieben? Bei den Brüdern. Meier und Schneier wanderten also seit dem frühen Morgen unermüdlich, atemlos; nur von Zeit zu Zeit blieben sie stehen, schnappten nach Luft, dann gingen sie wieder weiter, rasteten manchmal einen kurzen Augenblick und stürzten mit rasender Eile wieder davon, als würden sie von Räubern verfolgt, oder als fürchteten sie, zu spät zum Jahrmarkt zu kommen. So ging es den ganzen Tag; erst gegen Abend begannen sie langsamer zu wandern und blieben endlich stehen. Als sie ruhig standen, sagte der ältere zum jüngeren:

„Weißt du, was ich dir sagen wollte, Schneier?"

„Was denn, Meier?"

„Was? Ich fühle weniger Müdigkeit als Herzweh. Ich möchte etwas essen."

„Mir geht es ebenso."

Nachdem die beiden Brüder diese Worte gewechselt hatten, erblickten sie etwas in der Ferne. Was meint ihr, haben sie wohl bemerkt? Etwa eine Quelle mit kaltem Wasser, so rein wie Kristall? Oder einen duftenden, soeben aus dem Backofen gezogenen Striezel? Oder warme, in Butter gebratene Fische? Oder vielleicht gar Suppenfleisch mit roten Rüben und Kartoffeln, angerichtet mit geriebenem Knoblauch, dessen Geruch in die Nase steigt? Von alledem fängt sich gar nichts an. Sie sehen mitten auf dem Feld zwei Kosaken auf der Erde sitzen, richtige Kosaken mit langen Piken und kurzen Peitschen, den „Nagajkis", und roten Streifen an den Beinkleidern. Sie saßen am Boden halb ausgestreckt, auf die Ellenbogen gestützt, die Mütze aufs Ohr gerückt, das glänzende Haar nach einer Seite herabhängend. In einem Ohr steckte ein siberner Ohrring, ihre Gesichter waren rot, von der Sonne dunkelgebrannt, die Zähne weiß wie Milch. Im Munde hielten sie Pfeifen. Ihre Pferde standen neben ihnen mit herabgelassenen Köpfen und zupften Gras; ein

kleiner eiserner Kessel mit drei Beinen hing über dem Feuer. Es kochte etwas darin ... Was mochte es wohl sein? Fisch, Fleisch, Wurst, Grütze? Etwas Schlechtes war es sicher nicht, das merkte man am Geruch. War es aber rituell? ...

„Weißt du, was ich dir sagen werde, Schneier?"

„Was denn, Meier?"

„Was? ... Wir haben nichts zu riskieren. Lieber wollen wir uns ihnen nähern, als daß sie auf uns zukommen."

„Das denke ich auch."

Nach diesen Worten näherten sich die beiden Brüder den Kosaken. Hätten sie es nicht freiwillig getan, so hätten sie es gezwungenermaßen tun müssen. Denn sobald die Kosaken die Juden bemerkt hatten, waren sie nicht faul, setzten sich auf, winkten ihnen und riefen in russisch-jüdischem Dialekt:

„Ei! Izchok! Chaim! Kommt her!"

Und es entspann sich zwischen den Kosaken und den Brüdern ein Gespräch, das selbst ein Mensch mit achtzehn Köpfen nicht wiederzugeben vermöchte. Man stelle sich vor, den Kosaken machte es Spaß, nur jüdisch zu sprechen, obgleich sie gerade so gut jüdisch sprachen, wie die beiden

Brüder russisch. Die Brüder kannten nur das eine Wort: „skudawo?“ (woher), und fürchteten dieses Wort mehr, als alles andere. Wie zum Trotz war dieses Wort das erste, das sie von den Kosaken hörten. Sie mußten sich natürlich hüten, den Kosaken zu erzählen, daß sie vor einem Pogrom flohen, denn dadurch würden sie in Todesgefahr geraten. Was weiß ein Kosak von einem Pogrom? ... Unsere beiden Brüder berieten sich miteinander und stellten sich dumm, als ob sie kein Wort russisch verstünden. Statt zu antworten, woher sie kamen, zeigten sie mit der Hand auf den Kessel mit dem schmackhaften Gericht, das darin kochte; dabei lief ihnen das Wasser im Munde zusammen, als ob sie sagen wollten: „Wir sind hungrig, wir möchten essen, und ihr verdreht uns den Kopf mit Fragen, die wir nicht verstehen.“ Die Kosaken schienen verstanden zu haben, daß die Juden hungrig waren, sie ließen die Frage „skudawo“ für ein anderes Mal und rüsteten sich, die Sitte der Gastfreundlichkeit zu üben, aber sie taten es nach Kosakenart. Und zwar wie? Sie machten sich vorher über die langen jüdischen Röcke und über die gekräuselten Schläfenlöckchen lustig, bestanden darauf, daß der

eine Izchok und der andere Chaim hieße, und nahmen sich vor, sie mit Grütze und Schweinefleisch zu bewirten; denn es war ein Spaß und zugleich auch ein Verdienst, einen Juden mit Schweinefleisch zu füttern. Kurz, sie beschlossen, daß jeder von ihnen einen Juden übernehme; der eine übernahm Izchok, der andere Chaim. Man setzte sich auf die Erde; den Juden stellten sie eine Schüssel mit heißer, fetter Grütze hin, gaben ihnen zwei hölzerne Löffel in die Hände und kommandierten nach Kosakenart: „Jeschte, schidi!“ (Eßt, Juden!) In unserer Sprache heißt das: „Kommt essen, jüdische Kinder! Laßt es euch gut schmecken!“ Aber nach dem Ton, in welchem die Worte „Jeschte, schidi!“ gesprochen wurden, waren sie folgendermaßen zu verstehen: „Ihr werdet essen, ob ihr wollt oder nicht!“ Dabei ist nicht zu vergessen, daß die beiden Brüder todhungrig waren, daß sie vor Hunger vergingen. Einen Augenblick saßen sie regungslos da, obgleich der Duft der heißen, fetten Grütze ihnen in die Nase stieg und ihre Magen wie von Zangen bearbeitet wurden. Offenbar merkten die Kosaken, daß die Juden die schwer zu entscheidende Aufgabe noch nicht gelöst hatten; sie begriffen, worin das

Hindernis bestand; nun kommandierten sie zum letztenmal, mit solcher Stimme, daß das Herz der Juden erbebte. Da sagte der ältere zu dem jüngeren:

„Weißt du, was ich dir sagen werde, Schneier?"

„Was denn, Meier?"

„Was? ... Wir müssen anfangen zu essen, denn hier ist unser Leben auf dem Spiel."

Darauf begannen sie, ernstlich mit den Löffeln zu arbeiten, verschlangen die heiße Grütze, wie am Freitag abend die Nudeln, verbrühten sich die Lippen und die Zunge und schluckten wie Gänse; dabei vergaßen sie ganz und gar, daß sie sich als Gäste zu benehmen hatten und daß das Essen nicht rituell war.

Ich fürchte, die Grütze mundete ihnen, wie ein Paradiesgericht, denn ihr hastiges Zugreifen und Schlingen waren ganz unnatürlich; selbst die Kosaken wunderten sich darüber und begannen in ihrer Sprache miteinander zu reden:

„Was sagst du, Wanjuscha, zu deinem Chaim, wie hastig er zugreift?"

„Nein, Pawluscha, du irrst dich, dein Izchok verschlingt das ganze Essen."

Die beiden Brüder taten so, als verstünden

sie nichts und arbeiteten mit den Löffeln, was das Zeug hielt.

„Wanjuscha, sage deinem Chaim, er soll nicht so hastig zugreifen! Wenn ich nach ihm greife, holt ihn der Teufel!"

„Versuch' nur einmal, meinen Chaim anzurühren, dann zermalme ich deinen Izchok zu Staub."

Ohne lange zu überlegen, riß Pawluscha Wanjuschas Juden den Löffel aus der Hand und versetzte ihm einen Seitenhieb, daß er sich dreimal überschlug. Das verdroß Wanjuscha natürlich sehr, er sprang auf und schlug Pawluschas Juden mit der Faust vor die Zähne, daß seine Augen Funken sprühten. Darob entrüstet, versetzte Pawluscha Wanjuschas Juden drei flammend feurige Ohrfeigen. Wanjuscha richtete sich auf und rief mit zornentbranntem Antlitz:

„Dafür, daß du meinen Juden schlägst, werde ich deinen Juden braun und blau schlagen."

Wanjuscha und Pawluscha nahmen sich ihrer Juden für das ihnen zugefügte Unrecht an und prügelten und schlugen sie erbarmungslos, so daß das bißchen christliche Kost ihnen schlecht bekam. Ein Glück, daß die Juden die Hände in die Füße nahmen und davonliefen ...

Wie aus einem bösen Traum erwachend, liefen sie atemlos, wohin die Augen sie führten, ohne sich umzuschauen, aus Angst, daß sie vielleicht verfolgt würden. Sie liefen und liefen, endlich wurden sie müde, ihre Schritte wurden langsamer, sie hielten einen Augenblick an und setzten sich nieder. Jetzt erst gewannen sie allmählich das Bewußtsein wieder und erinnerten sich, was eigentlich geschehen war. Drei Kapitel: erstens vor dem Pogrom geflohen, zweitens Schweinefleisch gefressen und drittens Prügel erwischt. Sie begannen in abgerissenen Worten wie gewöhnlich miteinander zu reden:

„Weißt du, was ich dir sagen werde, Schneier?"

„Was denn, Meier?"

„Was? ... Ein Jude ist keine Kleinigkeit ... Selbst ein Kosake litt es nicht, daß ein Jude geschlagen werde ... Alle treten für das Unrecht ein, das uns zugefügt wird ... Ein jeder nimmt sich des Juden an und verteidigt ihn."

Die Quelle des Glücks

(Autorisierte Übersetzung
von Stefania Goldenring)

Ich bin, wie Ihr wißt, kein Rothschild, bei weitem kein Rothschild, kaum daß es mir gelingt, ein Ende mit dem andern zu verknüpfen. Aber ich lebe, Gott sei Dank, glücklicher und besser, als irgend ein Rothschild. Wieso? Weil ich ein Jude bin und den Feiertag halte! Der Feiertag ist eine große Sache! Nicht dadurch unterscheidet sich der Feiertag vom Alltag, daß der Mensch sich satt ißt. Satt essen kann sich auch ein Pferd. Aber der Mensch ist kein Pferd. Um so weniger der Jude! Nehmen wir z. B. den Festtag der Esther, der uns daran erinnert, daß unsere Ahnen vor langen, langen Jahren ihren schlimmsten Feind, den berühmten Haman, dessen Name für ewige Zeiten verschwinden möge, vernichtet und noch dazu wie vernichtet haben. Nun, es ist am Vorabend des „Fasttags der Esther". Es hilft nichts, man muß fasten. Man fastet 24 Stunden . . . Was ist dabei? . . . Wie angenehm ist es dafür, wenn am Abend alle Söhne, Töchter, Schwieger-

söhne und Schwiegertöchter, unberufen etwa sechzehn Personen sich zu Tisch setzen, ohne die Enkelkinder mit zu rechnen, mit denen ich Gott sei Dank reichlich versehen bin, denn Gott hat mich in dieser Hinsicht nicht benachteiligt; alle meine Töchter und Schwiegertöchter sind pünktliche Lieferanten; es vergeht kein Jahr ohne Zuwachs. Nur bei der mittleren Schwiegertochter klappte es nicht, acht Jahre vergingen, ohne daß sie Kinder zur Welt brachte. Acht Jahre, Gott sei's geklagt! Nun ging die Sache los mit Ärzten, Quacksalbern, Apotheken! Sie fuhren zum heiligen Wunderrabbi, zu dem einen oder dem anderen, aber es half nicht. Da beschlossen sie, sich scheiden zu lassen. Nun, also geschieden, wenn es sein muß! Als es aber soweit war, kam man nicht von der Stelle. Weshalb? . . . Sie wollte nicht. Was hat sie zu wollen? Sie liebte ihn. Hört ihr? Sie liebte . . . „Was tut's, daß sie dich liebt? Sie ist ja kinderlos!" sagte ich zu ihm, das heißt zu meinem Sohn . . . Ihr würdet nicht erraten, was er mir darauf antwortete; „Ich habe sie ebenfalls lieb!" Wie gefällt Euch das? . . . „Sie ist doch kinderlos", wiederhole ich ihm, er aber erwiderte: „Ich habe sie lieb." „Kinderlos" —

sagte ich. — „Ich habe sie lieb," meinte er. Ein Sonderling! Und sie ließen sich wirklich nicht scheiden! Aber Gott ist nicht unerbittlich, sie bekamen Kinder, und was für welche noch! Wenn Sie sich überhaupt meine Enkelkinder ansehen ... eins hübscher als das andere! Und klug sind sie! Und wie sie lernen! Sie lesen und schreiben hebräisch, russisch, deutsch und französisch. Wenn ich einmal ein Telegramm zu lesen oder einen wichtigen Brief zu schreiben habe, so schreien sie um die Wette: „gib mir", „Großpapa, mir!" Sie wollen mich schier in Stücke reißen. Solche begabte Kinder habe ich unberufen! Aber ich weiß, ich sehe es ihnen an der Nase an, welche Frage sie an mich richten wollen. Und die Geschäfte? ... Ach die Geschäfte. Dem Allerhöchsten im Himmel sei es gedankt, wir drehen und wenden uns in unserem gottverlassenen Hungerdorf so gut es geht; manchmal geht es so, manchmal anders, und ehe man es sich versieht, ist ein Jahr vergangen. Wir brauchen uns also ein Jahr weniger in dieser Welt herumzuquälen. Geschäftlich geht es meinen Söhnen nämlich nicht gut. Der älteste z. B. hatte sich ganz gut eingerichtet Als er heiratete, ließ er sich in Spitzbubendorf

nieder, vertrug sich ausgezeichnet mit den Bauern, befreundete sich sogar mit ihnen ... da kam das berühmte Gesetz vom 3. Mai, und der Sklave Gottes wurde aus dem Dorf gewiesen. Er wehrte sich, reichte Gesuche ein, schrieb Bitten, Klagen, ging zum Senat ... es half nichts. Der Mensch verlor alles und sitzt mir seitdem mit Frau und Kindern auf dem Halse. Das ist der älteste. Der zweite ist ein Pechvogel. Was er auch anfangen mag, kommt verkehrt heraus. Kauft er etwas, so fallen die Preise; verkauft er, so steigen die Preise. Versucht er mit Vieh zu handeln, so fällt das Vieh. Will er Waldgeschäfte machen, hört der Frost auf. Ein wahrer Pechvogel! Sieht er das Wasser an, so krepieren die Fische. Wollte er mit Särgen handeln, dann würden die Leute sicherlich aufhören zu sterben. Meinem dritten Sohn ist direkt ein Unglück widerfahren: er ist ganz und gar abgebrannt, mit Haut und Haar, wie man zu sagen pflegt, und jetzt lebt er mit seinem ganzen Schatz bei mir auf meine Kosten. Was soll ich tun? Nur dem jüngsten Sohn ist es geglückt. Das heißt, wie ist das zu verstehen? ... Reichtümer hat er nicht, Vermögen auch nicht ... Aber sein Schwiegervater ist ein reicher Mann.

Nicht so reich an Geld, wie an Geschäften. Er hat eine Menge Geschäfte, obgleich meistens recht verwickelte. Er betrügt nicht zu knapp! Einen solchen Spitzbuben habt ihr noch nicht gesehen. Behüt euch Gott, in seine Hände zu geraten! Vor kurzem sprach ich mit ihm über unsere Kinder, warum er ihnen nicht irgend ein Geschäft einrichtet. „Es ist Zeit, Bruder, sich um die Kinder zu bekümmern," sagte ich ihm. „Sie sind doch ebenso gut meine Kinder wie Eure," meinte er. „Das ist richtig, Bruder, aber es ist immerhin Zeit, sie irgendwie selbständig zu machen." Darauf erwiderte er mir: „Ihr solltet darüber nicht sprechen, Bruder." „Warum denn nicht?" fragte ich. „Na, weil Ihr, Bruder . . . weil . . ." „Was denn? Warum denn nicht?" fragte ich. Aber es war mir unangenehm, jedes Wort aus ihm herauszuziehen.

Das betrifft meine Söhne. Mit den Schwiegersöhnen hat Gott mir kein Glück geschenkt. Das heißt, gegen sie selbst habe ich, Gott behüte, nichts einzuwenden. So vortreffliche Schwiegersöhne, wie ich habe, findet ihr nicht bei dem reichsten Mann der Welt. Nehmt zum Beispiel meinen ältesten Schwiegersohn. Das ist ja Gold, eine Zierde,

ein Schatz! Man kann sagen, der erste Gelehrte im Lande! Er sitzt fortwährend über dem Talmud! Es ist schade, wirklich schade, einen solchen Menschen vom Buch fortzureißen! Ich halte ihn bei mir seit dem Tage an, da er meine Tochter geheiratet hat. Auch mein zweiter Schwiegersohn ist nicht von der gewöhnlichen Sorte, obgleich man ihn nicht einen Gelehrten nennen kann. Kein Vergleich mit dem ältesten! Er hat kein Glück im Leben, ebenso wie mein zweiter Sohn. Ein wahrer „durchlöcherter Sack"; — er wird nie voll, so viel man auch hineinstopfen mag! Was soll ich tun! Ich muß auch ihn mit den Kindern bei mir halten, — auf die Straße kann ich ihn nicht treiben. Mein dritter Schwiegersohn ist auch kein gewöhnlicher Mensch, aber er ist so furchtbar zart, so mager, durchsichtig, fast ohne Fleisch, wie ein Geist! Man kann nicht sagen, daß er sehr leidend wäre, Gott behüte! Schlimm ist nur, daß er fortwährend schwitzt, — ach, wie er schwitzt! — und in der Nacht hustet. Dieser Husten gefällt mir nicht. Ich habe es nicht gern, wenn ein Mensch hustet und dabei pfeift. Es tut einem leid, und es hört sich auch unangenehm an! Wir waren mit ihm bei mehreren Ärzten; er soll viel Milch

trinken und viel Fleisch essen, meinte der Arzt. Die Ärzte wissen nicht, daß er kein Fleisch vertragen kann. Auch rieten sie, mit ihm auf Sommerwohnung zu ziehen. Dort würde er sich sehr schnell erholen, meinte der Arzt. Nun warten wir auf den Sommer, wenn Gott ihn uns erleben läßt, ziehen wir mit ihm auf Sommerwohnung. Oder vielleicht fahren wir mit ihm zu einem Professor. Entweder zum Professor oder auf Sommerwohnung, ich bin noch nicht entschlossen. Wahrscheinlich zum Professor. Vorläufig muß ich auch für seinen und seiner Familie Unterhalt sorgen ... Was soll man mit einem kranken Menschen anfangen? ... Mein vierter Schwiegersohn ist ein ganz einfacher Mensch, nicht die Spur von einem Gelehrten. Er ist Fischhändler. Seine ganze Familie treibt Fischhandel. Sie verstehen nur eins: mit Fischen zu handeln, weiter nichts. Ihr wundert euch, wieso unter alle gelehrten Schwiegersöhne ein so einfacher geraten ist? ... Alle wundern sich darüber ... und ich auch. Aber wahrscheinlich war es meiner Tochter so bestimmt. Nicht alle Menschen können glücklich sein auf Erden. Aber glaubt nicht etwa, daß meine Tochter mit dem Fischer nicht glücklich lebt. Gott behüte!

Im Gegenteil, sie leben sehr gut miteinander. Er schätzt und liebt sie sehr, weil er weiß, daß sie nicht eine erste beste ist, sondern meine Tochter! Ja, meine Tochter! Darum arbeitet er auch für sie vom Morgen bis zum Abend. Und nicht nur für sie allein arbeitet er; er muß meinen anderen Schwiegersöhnen oft genug helfen. Warum sollte er es auch nicht tun? Er muß doch fühlen, wer wir sind und wer er ist. Ein kleiner Unterschied ... was meint ihr? Besonders wird der Unterschied fühlbar, wenn wir uns über gelehrte Dinge, über den Talmud unterhalten. Wenn die anderen sich versammeln, dann reden, streiten und disputieren sie und er sitzt stumm dabei: Schuster, bleib bei deinem Leisten. Er muß doch stolz darauf sein, daß Gott ihn in ein solches Haus geraten ließ, wie denkt ihr? ...

Jetzt, nachdem ihr meine Familie ein wenig kennen gelernt habt, werdet ihr mein Glück begreifen, wenn Gott einen Feiertag gibt, zum Beispiel den Festtag der Esther, wie ich euch sagte, und sich alle bei mir versammeln, Töchter und Schwiegertöchter, Söhne und Schwiegersöhne mit allen Enkelkindern unberufen, und wir uns alle an den Tisch setzen. Zuerst werden Fische auf-

getragen, echte, gefüllte, gut gepfefferte Fische, nach dem Fisch alle anderen Feiertagsgerichte, bei denen wir echten kostbaren Wein trinken; dann stimmen wir in feierlichem Festtagston das bekannte Gebetlied an, in das die Jugend unisono einzufallen pflegt.

Wir fassen uns an die Hände und bilden einen Kreis. Was kümmern uns dann alle irdischen Angelegenheiten, Rechnungen, das verachtete Metall? Kinder! . . . darin besteht das Glück! Heiliger Feiertag . . . das bringt Glückseligkeit!

Ja, mein lieber Jude, ich bin nicht Rothschild, bei weitem nicht Rothschild. Aber ich lebe, Gott sei gedankt, viel glücklicher und besser als irgend ein Rothschild.

Die rechte Hand

(Autorisierte Übersetzung
von Stefania Goldenring)

„Surach-Burach, die rechte Hand, ist ein stiller, bescheidener Mensch, der keiner Fliege etwas Böses tut." So sprach man von ihm im Städtchen.

„Laßt euch nicht irreführen dadurch, daß er still ist und kein Wasser trübt. Stille Wasser sind tief."

So sprach von ihm sein Chef, Kaufmann zweiter Gilde, Leibchen Schönredner.

„Ein schweres Los habe ich zu tragen! Meinen Feinden wünsche ich ein solches Leben nicht!" pflegte seine Frau zu sagen, Kela-Bela, die — es bleibe unter uns — seinerzeit einen unglücklichen Roman mit dem Schönschreibelehrer Motl Tintenfaß hatte, wonach sie lange ledig blieb und endlich mit großer Mühe sich als zweite Frau unserem Helden Surach-Burach, dem ältesten Angestellten, Vertrauten, Buchhalter, Kassierer und der „rechten Hand" des Kaufmanns zweiter Gilde, Leibchen Schönredner, anschloß.

Surach-Burach, der älteste Angestellte, Vertraute, Buchhalter, Kassierer und die „rechte Hand" in einer Person, widmet alle seine Kraft und alle

seine Zeit dem Chef. Wenn kaum der Morgen graut, ist er schon auf den Beinen, bringt die Rechnungen und Bücher in Ordnung, verrichtet schnell das Gebet, gießt ein Glas mit heißer Flüssigkeit aus Zichorie herunter, ißt ein Hörnchen dazu und rennt Hals über Kopf nach dem Laden, wo er den ganzen Tag bis spät in die Nacht auf Käufer wartet. Selbst das Mittagbrot wird ihm in den Laden gebracht.

Zwei Bauern und eine Jüdin betreten den Laden. Die Bauern reißen die Köpfe in die Höhe, besehen sich die Ware auf den Regalen, und als die Jüdin bemerkt, daß der Verkäufer gerade essen will, versucht sie, sich geräuschlos fortzustehlen.

„Essen Sie nur, lassen Sie es sich gut bekommen, Surach-Burach, ich komme später wieder."

Aber Surach-Burach wird sich hüten, einen Käufer einfach fortzulassen. „Was wollten Sie?" wendet er sich an die Jüdin, indem er sich den Mund wischt und den ersten Bissen hinunterwürgt; in demselben Augenblick nähert er sich den beiden anderen Käufern.

„Was möchtet ihr wohl, Brüder?"

Der Schlußeffekt ist, daß die Jüdin gerade etwas braucht, was es im Laden nicht nur nicht

gibt, sondern auch niemals gegeben hat, und die Bauern bekennen offen, daß sie gar nicht die Absicht hatten, etwas zu kaufen und nur aus Neugier in den Laden gekommen waren. Zum Beweis dieser Tatsache bleiben sie noch einige Zeit, den Kopf im Nacken, stehen und nähern sich langsam dem Ausgang.

Aber Surach-Burach hat es nicht gern, daß die Käufer so aus dem Laden gehen. Er läuft ihnen nach und packt sie an den Schößen.

„He, Mensch, komm zurück, ich habe dir etwas zu sagen!" Aber die Bauern lassen sich auf nichts ein und gehen, der Teufel mag wissen, wohin. Die Jüdin hat sich unterdessen fortgeschlichen und ist ... schwups ... in den nächsten Laden hinein.

Der erste Versuch war mißglückt, — der Appetit vergeht ihm vor Ärger. Um das Maß vollzumachen, erscheint der Chef selber, Leibchen Schönredner, Kaufmann zweiter Gilde, und es entspinnt sich zwischen dem Chef und seiner „rechten Hand" folgendes Gespräch:

Der Chef: „Wer war hier?"

Die rechte Hand: „Wer hier war? — Käufer."

Der Chef: „Käufer? Was haben sie denn gekauft?"

Die rechte Hand: „Gekauft? Nicht einen Deut haben sie gekauft."

Der Chef: „Was sagst du denn Käufer?"

Die rechte Hand: „Wie soll ich anders sagen?"

Der Chef: „Käufer nennt man solche, die etwas kaufen."

Die rechte Hand: „Wer hindert sie, etwas zu kaufen?"

Der Chef: „Wirklich?! Immerhin etwas."

Der Chef seufzt schwer und brummt etwas in den Bart. Man hört einige abgerissene Worte: „Erlös ... Zahlung ... Jahrmarkt ... Wechsel ..."

Chef und Verkäufer sehen sich feindselig an, ohne ein Wort zu sprechen. Ersterer fühlt, daß zu Vorwürfen eigentlich kein Grund vorliegt, letzterer hält aus Anstand den Mund und würgt sein armseliges Mittag hinunter. Da erscheint aber, mit den Schlüsseln klirrend, die böse Chefin, die dickbäuchige Feige, und es wiederholt sich zwischen ihr und der „rechten Hand" fast wörtlich derselbe Gedankenaustausch, mit ganz geringen Abweichungen.

Nur spricht sie in einem so giftigen Ton, daß alle Eingeweide des Verkäufers sich wenden und er froh ist, daß in demselben Augenblick ein

Scheusal hereinkommt und sich „verschiedene Waren" vorzeigen läßt.

Alle, der Chef, die Chefin, die „rechte Hand" und sogar der Käufer wissen genau, daß es nur Zeitverlust ist und daß nichts dabei herauskommt.

„Das ist also ihr letzter Preis? Schön, morgen komme ich mit Gottes Hilfe wieder heran."

„Versprechen kann man viel," brummt die „rechte Hand" hinter dem Rücken des Käufers, aber er bekommt einen strengen Verweis vom Herrn: „Halt den Mund, solange der Käufer im Laden ist."

Die Herrin gießt Öl aufs Feuer und zischt, mit den Schlüsseln klirrend: „Was schadet es, wenn sich kein Käufer mehr bei uns zeigt? Was kümmert ihn die morgige Wechselzahlung?"

Die „rechte Hand" schweigt. Aber er schielt mit einem Auge zur Chefin hinüber, und dieser Blick sagt deutlich: „Die morgige Wechselzahlung? ... Sie kann klug reden ... Wer sollte sich wohl darum kümmern, wenn nicht ich?"

Aber die Chefin geht nicht darauf ein, sie klirrt mit den Schlüsseln und zischt:

„Wie pünktlich Sie aber sind, wenn Sie das Gehalt bekommen sollen!"

Darüber sollte sie nicht reden!" denkt die

„rechte Hand" im stillen. „Das nennt sich ein Gehalt! Mehr als zwanzig Jahre ist man im Dienst und kann sich keinen anständigen Pelzmantel leisten! Ich rede nicht von Fuchsfell, würde es wenigstens zu Katzenfell langen!" ...

Plötzlich springt die „rechte Hand" von seinem hohen Bureaustuhl auf, ergreift den Meterstock, der ihm als Spazierstock dient, und eilt dem Ausgang zu. „Man muß zum Popen," sagt er, ohne sich an jemand zu wenden, „vielleicht gibt er Geld. Er versprach, Geld zu leihen ..."

„Sicher, halt nur die Tasche offen!" bemerkt der Chef.

„Gut, daß ihm der Pope noch einfiel", fügt die Chefin ihrerseits hinzu

„Das ist sogar erstaunlich, sehr erstaunlich!" ... Aber die „rechte Hand" läßt sich durch diese giftige Bemerkung nicht abschrecken und schweigt geduldig. Er schweigt, weil sie seine Chefs sind, und er nur die „rechte Hand" ist. Bei sich wissen alle drei, daß das ganze Geschäft auf den Schultern des Vertrauten ruht: der Handel, der Jahrmarkt, die Zahlungen, die Wechsel und Rechnungen, die Wirtschaftsangelegenheiten, — — — alles wird ihm überlassen, für alles muß er sorgen.

Alle drei wissen es und sind überzeugt, daß es so sein muß, daß es nicht anders sein kann

* * *

Wenn unser Held im Laden von seinem Chef tagsüber viel zu leiden hat, so stehen ihm des Abends am häuslichen Herd noch hundertmal größere Unannehmlichkeiten und Ärgernisse bevor. In der Stube ist es trüb und rauchig, die Kinder schreien, der Samovar will nicht heiß werden. Die teure Gattin erhitzt sich dagegen mit Blitzeseile, es kocht in ihr wie in einem Kessel, sie wütet wie eine Besessene und schimpft und flucht über „seine" Kinder.

„Hungermäuler! Das ganze Haus voll Hungermäuler! Bei anderen Menschen sind die Kinder krank, dieses hat Masern, ein anderes bekommt Zähnchen, ein drittes bricht sich irgend ein Glied ... Hier ist alles tadellos, unanfechtbar ... kugelsicher ..." So redet Kela-Bela, aber sie lügt, bei Gott, sie lügt ... sie weiß es selber. Keine Krankheit, keine Epidemie geht an ihrem gastlichen Haus vorüber. Und sobald einem Kinde etwas fehlt, ob es sein oder ihr Kind ist ... gerät sie ganz außer sich. Sie läuft hin und her, schließt kein Auge in der Nacht und läßt den Mann nicht in Ruhe.

„Was bist du für ein Vater! Gott bewahre! Nicht zu sagen, ein liebender, hingebungsvoller Vater! Sein Kind brennt wie Feuer, und er nimmt es leicht! Würdest wenigstens zum Doktor laufen oder in die Apotheke ... Ein Götze von Eis bist du, weiter nichts!"

So setzt ihm die Frau zu; aber Surach-Burach erträgt alles und schweigt, als würde man nicht zu ihm sprechen. Was soll er auch sagen? Weiß sie denn nicht, was in ihm vorgeht? Weiß sie denn nicht, daß er nicht nur den Arzt, sondern den Professor, zwei, drei Professoren, ein ganzes Konsilium herbeiholen würde, um dem kranken Kind die Schmerzen zu lindern? Kela-Bela weiß es sehr gut, aber sie hört nicht auf, ihrem Mann zuzusetzen. Sie rächt sich an ihm gleichsam für ihr früheres Pech und ihre Duldsamkeit; sie rächt sich grausam, obgleich sie ihn im Grunde des Herzens bedauert; aber sie zeigt ihm ihr Mitleid nicht, sondern überhäuft ihn mit Vorwürfen. Und unser stiller Dulder erträgt alles geduldig, ohne zu murren. Es ist schwer, zu entscheiden, wo für ihn die eigentliche Hölle ist: dort, im Laden oder hier am Familienherd ... Wer ist unglücklicher: Surach-Burach oder die „rechte Hand"? Wie die

„rechte Hand" im Laden das Mittag hinunterwürgt, so beeilt er sich auch hier, seine armselige Ration hinunterzuschlucken, dann fällt er wie ein Klotz auf das Bett und schläft schnaufend ein. Sobald der Morgen dämmert, ist Surach-Burach auf den Beinen, bringt die Rechnungen und Bücher in Ordnung, verrichtet schnell die Gebete, gießt ein Glas mit heißer Flüssigkeit aus Zichorie herunter, ißt ein Hörnchen dazu und rennt Hals über Kopf nach dem Laden.

So vergeht ein Jahr nach dem anderen.

„Welches Glück, daß es einen Sonnabend in der Welt gibt, und wie gut ist es, ein Jude zu sein!" so denkt er über unseren heiligen Sonnabend.

Nur ein Gott und ein Sonnabend, Ruhe und Schlaf. Wenn der Sonnabend kommt, zieht Surach-Burach seinen Feiertagsrock an, nimmt den Sabbatpelz um, setzt die Sabbatmütze auf den Kopf, zieht die besseren, knarrenden Schuhe an und wandelt nach der Synagoge.

Heute schläft er sich aus, betet er ungestört und ißt sich satt. Ruhe herrscht in seinem Herzen, Friede in seinem Körper, alle seine Glieder ruhen aus. Und seine Lippen flüstern:

„Gesegnet sei der Ewige, der seinem Volke

Israel das unschätzbare Geschenk darbrachte — den heiligen, lieben, süßen Sabbatstag!"

* * *

Lieb und teuer war diesem Ärmsten „der Tag des heiligen Sabbats". Aber noch teurer und lieber waren seinem Herzen die heiligen, feierlichen Festtage im Jahre.

„Kein Volk hat solche Ostern, wie die Juden", denkt er bei sich. Und wer hat so fröhliche, lustige, grüne Pfingstfeiertage? Und das fröhliche Laubhüttenfest? Und besonders das Fest der Freude und des Jubels?

Ist das ein Scherz? Das Fest der Freude und des Jubels! Die jüdische Seele frohlockt und jubelt. Der Jude trinkt Wein. Der Jude tanzt ... Der Jude ist trunken. Habt ihr so etwas gehört? Nein, es ist wirklich gut, Jude zu sein! Man könnte sich selber vor Neid auffressen! ...

„Rechtgläubige Juden!" ruft Surach-Burach, „das Fest der Freude und des Jubels herrscht heute im Weltall!" ...

Ein vorübergehender Bauer bleibt erstaunt stehen, betrachtet das ungewöhnliche Schauspiel, wie die Juden tanzen und sich närrisch aufführen.

„Es ist schlimm, wenn schon der Jude sich betrinkt!"

Surach-Burach trinkt mehr als die anderen, als müßte er durchaus nachholen, was er im ganzen Jahre versäumt hat.

Nachdem er sich bis zur Selbstvergessenheit, bis zur Unsinnigkeit betrunken hat, drängt es ihn zu seinem Chef und zu seiner Chefin. Er muß sich mit ihnen aussprechen ... Er muß ihnen die ganze Wahrheit sagen ... Einmal im Leben wird er ihnen alles sagen ... sein Herz ausschütten ...

„Der Teufel hole die Seele seines Vaters!" schreit Surach-Burach und meint dabei seinen Chef und seine Chefin; er will zu ihnen rennen, aber seine Frau und die älteren Kinder klammern sich fest an ihn und lassen ihn nicht fort.

Surach-Burach will sich von ihnen losreißen, schlägt um sich und brüllt wie ein Besessener.

„Laßt mich los, laßt mich! Der Teufel hole die Seele seines Vaters! ... Ich will's ihm sagen! Alles werde ich ihm sagen! Alles! Ich habe mich ihm nicht verkauft! Ich bin kein Sklave! Ich bin ein Jude, so gut wie er, wie alle anderen Juden! ... Laßt mich los!"

Kela-Bela vergeht vor Angst, daß er wirklich einen Überfall auf den Chef und die Chefin machen und seine Stelle verlieren könnte. Sie

spannt die letzten Kräfte an, ringt mit ihm, bindet ihm die Hände auf dem Rücken mit einem Handtuch zusammen, legt ihren Lärmmacher ins Bett und verschließt die Tür. Und Surach-Burach, dieser bescheidene, stille Mensch, der keiner Fliege etwas zuleide tut, tobt, wirft sich hin und her und brüllt mit seiner heiseren, trunkenen Stimme:

„Laßt mich los, Juden, laßt mich los! Der Teufel hole die Seele seines Vaters! Ich habe mich ihm nicht verkauft! Ich bin kein Sklave! Ich bin ein Jude! Ein Jude!" . . .

Und der traurige, verwaiste Jude weint und schluchzt . . . Er weint lange, lange, bis er endlich in einen steinernen Schlaf verfällt.

* * *

Wenn kaum der Morgen graut, ist er schon auf den Beinen, bringt die Rechnungen und Bücher in Ordnung, verrichtet schnell das Gebet, gießt ein Glas heißer Flüssigkeit aus Zichorie herunter, ißt ein Hörnchen dazu und rennt Hals über Kopf nach dem Laden.

Der Chef schmollt, die Chefin brummt, die Frau schimpft und flucht zu Hause . . . So vergehen Tage, so vergehen Jahre, so vergeht das ganze Leben.

▽▽▽ Ende.

Ostjüdische Bibliothek

Im gleichen Verlage sind erschienen:

Eliasberg: „Ostjüdisches Theater", in zwei schönen Pappbänden.

Eliasberg: „Ostjüdisches Theater", in zwei schönen Halblederbänden.

Eliasberg: „Ostjüdische Volkslieder", mit farbiger Umschlagzeichnung in schönem Pappband.

Eliasberg: „Ostjüdische Novellen", m. Umschlagzeichnung u. 10 Bildern von Joseph Budko, in schönem Pappbd.

Eliasberg: „Ostjüdische Novellen", in schönem Halblederband.

Eliasberg: „Sagen polnischer Juden", in Pappe gebd.

Perez: „Adam und Eva", übers. von Alexander Eliasberg, m. Titelzeichnung v. Joseph Budko, in Pappbd.

Perez: „Die Zeit", übersetzt von Alexander Eliasberg, mit Titelzeichnung von Joseph Budko, in Pappband.

Scholem Alechem: „Die Geschichten Tewjes des Milchhändlers", m. Umschlagzeichnung v. Joseph Budko, übers. v. Alexander Eliasberg, in schönem Pappbd.

Scholem Alechem: „Aus dem nahen Osten", übersetzt von Stephanie Goldenring, in Pappband.

Scholem Alechem: „Ruchele", übertragen von Samuel Meisels, mit Umschlagzeichnung von Joseph Budko, in hübschem Pappband.

Zangwill: „Die im Dunkeln wandern", mit Umschlagzeichnung von Joseph Budko, in hübschem Pappband.

Landsberger: „Das Ghettobuch", mit 18 Bildern von F. Feigel.

Landsberger: „Das Volk des Ghetto", mit Umschlagzeichnung von Rainer.

Frommer: „Salomon Maimons Lebensgeschichte", Halbleder.

Stritzek: „Von polnischen Juden", Geschichten von polnischen Dichtern über Juden.

Orzesko: „Licht in der Finsternis", in Leinen gebunden, ein Judenroman aus Polen.

Chaim Bloch: „Die Gemeinde der Chassidim", in hübschem Einband.

Chaim Bloch: „Der Prager Golem", mit Umschlagzeichnung von Joseph Budko, in hübschem Einband.

Chaim Bloch: „Israel, der Gotteskämpfer", mit Umschlagzeichnung von Joseph Budko, in Pappband.

Sombart: „Judentaufen", broschiert, 20. Auflage.

Bergelson: „Am Bahnhof" und andere Novellen, übersetzt von A. Eliasberg, elegant gebunden.

In meinem Verlage sind ferner erschienen:

Theodor Herzl

Feuilletons

in zwei elegant ausgestatteten Bänden mit einem Vorwort von **Raoul Auernheimer**

In diesen fälschlich als harmlos frohe Plaudereien gewerteten Feuilletons liegt eine große seltene Wärme des Gefühls, die ihre Nahrung aus der reinen Menschlichkeit ihres Verfassers empfing und die gleichsam den Herzschlag des Künstlers, der sie schuf, vernehmen läßt.

Theodor Herzl

Philosophische Erzählungen

Im eleganten Pappband

▽

Dieses Buch bietet in seiner zarten empfindsamen Manier prächtige Stücke vom Meister der Kleinkunst des Wiener Feuilletons.

Theodor Herzl

Altneuland

in Pappband mit Umschlagzeichnung von **Joseph Budko.**

*

Was Herzl vor Jahren in diesem Buch voraussah, ist jetzt Wirklichkeit. Durch das Wollen des jüdischen Volkes ist der Judenstaat Palästina in greifbare Nähe gerückt.

Morris Rosenfeld

Lieder des Ghetto

Im eleganten Einband

Autorisierte Übertragung aus dem Jüdischen von **Berthold Feiwel**

Mit Zeichnungen von **E. M. Lilien**

□

26. bis 30. Tausend

W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S14

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PJ 5129 R2S7715
Rabinowitz, Shalom
Stempenju